



MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Zur Komplexität sozialer Ungleichheit - Potenzial und
Problemstellungen intersektionaler
Konzeptualisierungen sozialer Ungleichheit

verfasst von / submitted by

Teresa Kucera, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Assoz. Prof. Dr. Roswitha Breckner

Mitbetreut von / Co-Supervisor:

Mag. Dr. Cornelia Schadler

Abstract

Diese Arbeit ist an der Frage interessiert, wie soziale Ungleichheit gegenwärtig auftritt und sozialwissenschaftlich verhandelt bzw. analysiert wird. Den Ausgangspunkt bildet dabei die Annahme, soziale Ungleichheit sei komplex, vielschichtig und multidimensional. Herkömmliche soziologische Theorien sozialer Ungleichheit scheinen aufgrund ihrer vielfältigen Exklusions- und Marginalisierungsprozesse, sowie ihres unkritischen Wissenschaftsverständnisses, für die umfassende Analyse sozialer Ungleichheit weniger geeignet. Diese Arbeit verortet sich in der Tradition kritischer, emanzipativer Theorieprojekte, aus deren Verständnis, Wissenschaft dominante Diskurse und hegemoniales Wissen entscheidend mitkonstruiert und sowohl unbeabsichtigt, als auch intendiert, zu Normierungen, Ausgrenzungen und Entnennungen spezifischer Gruppen beiträgt. Es benötigt daher Theorien sozialer Ungleichheit, die sich dieser Tatsache und verantwortungsvollen Aufgabe bewusst sind, einen Perspektivwechsel vollziehen und epistemologische Strategien für ein umfassenderes Verständnis sozialer Ungleichheit entwickeln. Das im Kern politische und gesellschaftskritische Projekt der Intersektionalität verspricht die Erfassung und Analyse multidimensionaler und wechselwirkender Ungleichheiten und soll daher auf Potenzial und Problemstellung in der Konzeptualisierung sozialer Ungleichheit geprüft werden. Vielversprechend erscheint die Perspektive auf Macht-, Herrschafts-, und Normierungsverhältnisse, sowie die (Diskussion über die) Erweiterung der Analyse um verschiedene Ungleichheitskategorien wie *Race*, Ethnie, Nation, Geschlecht, Sexualität, Heteronormativität und *Disability* und Alter. Zudem wird die strikte Dichotomie von Mikro- vs. Makroebene zugunsten verschiedener Wirkungs- und Analysedimensionen aufgebrochen. Intersektionale Ansätze zur Erfassung wechselwirkender Ungleichheitskategorien und Wirkungs- und Analysedimensionen scheinen additive und quantifizierende Modelle zunehmend zu überwinden und komplexitätserfassende theoretische und empirische Analysen zu ermöglichen. Kritik wird zunehmend an der Naturalisierung des kritischen politischen Potenzials von Intersektionalität geübt. Problemstellung können außerdem in der konkreten Umsetzung der theoretisch formulierten Grundsätze und Zielvorstellungen vermerkt werden.

This thesis is interested in the question, how social inequality currently occurs and shall be analyzed in social science. Social inequalities are considered to be very complex and multidimensional. Because of their processes of exclusion and marginalization as well as their uncritical understanding of science, traditional sociological theories of social inequality appear less suitable for the analysis of such. Science takes a crucial part in constructing dominant discourses and hegemonic knowledge and contributes to standardizations and exclusions of specific groups

as well. There is a need for theories of inequality, which are aware of this fact and the meaningful task, implement a change of perspectives and evolve a epistemological strategies for a comprehensive understanding of social inequality. The political and critical project of intersectionality promises to capture multidimensional and intersectional inequalities. Hence an aim of this thesis is to work out the potentials and problems of the particular conceptualizations of social inequality carried out by intersectional thoughts. The perspective on proportions of power, domination and standardization, as well as the enlargement of the analysis around the social relations of race, ethnicity, nation, gender, sexuality, disability, heteronormativity and age, appears promising. In addition, the stringent dichotomy of micro and macro could be given up in favor of diverse dimensions. Theoretical models for recording intersectional categories and dimensions of inequalities seem to overcome additive and quantifying models und make it possible to capture complex theoretical and empirical analysis. The increasing naturalization of the critical potential of intersectionality is getting criticized. Also the concrete implementation of the formulated principles and objectives seem to be difficult.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	4
2. Soziologische Theorien sozialer Ungleichheit	7
2.1. Kohärenzparadigma	7
2.1.1. Klassische Klassentheorien	8
2.1.2. Funktionalistische Schichttheorie	11
2.1.3. Weiterentwicklungen der Klassen- und Schichttheorie	13
2.2. Differenzierungsparadigma	17
2.2.1. Lebensstile und Milieus	17
2.2.2. Soziale Lagen und Individualisierung	18
2.3. Zwischenfazit: Potenzial und Kritik	19
3. Wissenschaftskritik -und verständnis	21
3.1. Herrschaftsverhältnisse und Exklusion	22
3.2. Feministische Epistemologie und Standpunkttheorie	28
3.3. Zwischenfazit: epistemologische Voraussetzungen, Ziele und Perspektiven	31
4. Feministische Perspektiven auf soziale Ungleichheit	33
4.1. Patriarchat, Kapitalismus und Vergesellschaftung	34
4.2. Soziale Konstruktion von Geschlecht	36
4.3. Konstellationen und Mechanismen der Frauenbenachteiligung	38
4.4. Zwischenfazit: Potenzial und Kritik	40
5. Intersektionalität: Entstehungshintergründe und Gründungsnarrative	41
5.1. US-amerikanische Debatten	42
5.1.1. Politisch-aktivistische Anfänge des <i>Black Feminism</i>	42
5.1.2. Intersectionality als wissenschaftliches Konzept	45
5.2. Europäische und deutschsprachige Debatten	50
5.2.1. Wurzeln der Intersektionalität	51
5.2.2. Intersektionalität in der akademischen Auseinandersetzung	55
5.3. Zwischenfazit: Unterschiede und Charakteristika intersektionaler Auslegungen	60
6. Intersektionale Konzeptualisierung(en) sozialer Ungleichheit	61
6.1. Politisches und gesellschaftskritisches Projekt	63
6.1.1. Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnisse	63
6.1.2. Entpolitisierung	65
6.2. Ungleichheitskategorien	67
6.2.1. Konzeptionelle Erweiterungen	67
6.2.2. Exklusion, Gewichtung und Hierarchisierung	76
6.3. Wirkungs- und Analysedimensionen	77
6.3.1. Multidimensionalität	77
6.3.2. Eindimensionalität	79
6.4. Wechselwirkungen und theoretische Modelle	80
6.4.1. Komplexitätserfassende Ansätze	80
6.4.2. Oberflächliche, universalistische und weitläufige Modelle	87
6.5. Zwischenfazit	88
7. Fazit und Ausblick	89
Literaturverzeichnis	94
Anhang: Lebenslauf	104

Einleitung

Das Interesse dieser Arbeit geht der Frage nach, wie soziale Ungleichheit gegenwärtig auftritt und sozialwissenschaftlich verhandelt bzw. analysiert wird. Entgegen der Annahme, Ungleichheiten würden zunehmend abflachen und mittlerweile keinen zentralen Aspekt moderner Gesellschaften bilden, wird in dieser Arbeit von äußerst komplexen und multidimensionalen Ungleichstellungen ausgegangen (vgl. Aulenbacher 2007, Aulenbacher et al. 2012, Becker-Schmidt 2007; 2013, Kerner 2009a; 2009b; 2012, Klinger 2003; 2013, Knapp 2005; 2008, Klinger/Knapp 2007, Kreckel 2004, Lutz 2001; 2007a, Walgenbach et al. 2012, Winker/Degele 2009). Die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung gibt diverse, teilweise kontroverse Antworten auf die Frage, wer von sozialer Ungleichheit betroffen ist und worin die Ursachen, Funktionen und Mechanismen dieser liegen. Die meisten herkömmlichen Theorien sozialer Ungleichheit erscheinen allerdings eindimensional und exkludierend, da sie ungleichheitsbefördernde Ursachen wie Geschlecht, Ethnizität und *Race*¹ tendenziell vernachlässigen, Disability, Sexualität, Alter und Religion meist gänzlich ausblenden. Zudem werden verschiedene Wirkungs- und Analysedimensionen² selten miteinander in Verbindung gebracht, stattdessen wird tendenziell von dichotomen Ebenen ausgegangen. Diese Arbeit verortet sich in der Tradition kritischer, emanzipativer Theorieprojekte, aus deren Verständnis, Wissenschaft dominante Diskurse und hegemoniales Wissen entscheidend mitkonstruiert und sowohl unbeabsichtigt, als auch intendiert, zu Normierungen, Ausgrenzungen und Entnennungen spezifischer Gruppen beiträgt (vgl. Mendel 2015: 42, Cyba 2000: 14f., Foucault 2002: 486f., Gerhard 2013: 73). Kritische Wissenschafts- und Ungleichheitstheoretiker*innen machen darauf aufmerksam, dass aufgrund der Ignoranz traditioneller wissenschaftlicher Auseinandersetzungen gegenüber Perspektiven marginalisierter Gruppen, Wissen über gesellschaftliche Wirklichkeit und soziale Ungleichheit einseitig dominiert und damit verzerrt ist (vgl. Gerhard 2013, Cyba 2000, Hark 2007). Wissenschaft wird daher nicht als macht- und herrschaftsfreier Raum verstanden, aus dem heraus zwangsläufig universale, objektive und neutrale Erkenntnisse generiert werden könnten. Vielmehr werden vielfältige Herrschaftsverhältnisse geortet, sowie die Notwendigkeit der Reflexion der eigenen privilegierten Position als Wissen(schaft)sproduzent*in betont. Aus diesem Grund ist es ist entscheidend, wie

¹ Im deutschsprachigen Raum gibt es keine einheitliche bzw. gänzlich zufriedenstellende Lösung für den Umgang mit dem Begriff 'Rasse'/*Race* (vgl. Kap. 5.2.2.). Ich verwende daher im Folgenden den Begriff *Race*, um zu vermeiden, mit dem Begriff 'Rasse' einen scheinbar natürlichen Unterschied hervorzuheben und damit erneut rassistische Logiken zu bedienen (vgl. Müntz 2008: 44), auch wenn damit eine Verharmlosung einhergeht. Im deutschsprachigen Raum findet sich des Öfteren die Schreibweise *race*/Ethnizität. Theoretikerinnen wie Becker-Schmidt (2007) konnten aber nachvollziehbar darlegen, dass es sich dabei zwar um stark wechselwirkende, aber nicht völlig synonyme Ungleichheitskategorien handelt. In der Darstellung einzelner Ansätze passe ich mich allerdings der gewählten Schreibweise an.

² Ich wähle den Begriff 'Dimensionen', um die Vorstellung von hierarchischen 'Ebenen' zu vermeiden (vgl. Yuval-Davis 2010: 207), passe mich im Zuge der Darstellung aber an die gewählte Schreibweise an.

offen, wie komplex, wie konform, wie kritisch soziale Ungleichheit gefasst wird, denn diese Konzeptualisierung hat fundamentale Auswirkungen auf die Relevanz dieser Theorien hinsichtlich der Frage nach Repräsentation/Inklusion und Marginalisierung/Exklusion. Diese Relevanz von Theorien hängt wiederum mit dem damit verfolgten Ziel zusammen. Klassischerweise lassen sich die Erkenntnisziele sozialer Ungleichheitsanalyse grob in 'Beschreibung' oder 'Erklärung' sozialer Ungleichheit einteilen (vgl. etwa Solga/Berger/Powell 2009: 20ff.). Aufgrund der Verortung dieser Arbeit in der Tradition kritischer, emanzipativer Theorieprojekte, wird dezidiert die Veränderung ungleicher gesellschaftlicher Verhältnisse in Richtung sozialer Gerechtigkeit verfolgt (vgl. Wright 2013, Hartsock 2004, Mendel 2015).

Nach dieser ersten Darlegung der Problem- und Konfliktfelder, wird deutlich, dass es ein Theorieprojekt benötigt, welches sich diesen Herausforderungen annimmt. Ein mittlerweile populär gewordenes Konzept, das die Erfassung von Multidimensionalität in der Analyse sozialer Ungleichheit verspricht, ist Intersektionalität. Schnell wird deutlich, dass Intersektionalität auf einem alternativen Wissenschaftsverständnis aufbaut, das sich aus verschiedensten kritischen politisch-aktivistischen und theoretisch-akademischen Projekten speist. Intersektionale Analysen sind in der Frauen- und Geschlechtergeschichte zu verorten und bauen in einigen Aspekten eindeutig darauf auf, stellen aber gleichzeitig eine Weiterentwicklung herkömmlicher feministischer Theorien dar. Das im Kern politische und gesellschaftskritische Projekt der Intersektionalität, wurde durch den US-amerikanischen *Black Feminism* ins Leben gerufen und machte auf die ständige Marginalisierung und Exklusion Schwarzer³ Frauen in zentralen gesellschaftlichen Feldern wie Wissenschaft, Recht und Politik aufmerksam. Neben dem Verweis darauf, dass die von weißen, bürgerlichen Frauen formulierten 'Frauen'-Interessen, nicht die Interessen *aller* Frauen repräsentierten, bildete die mangelhafte Erfassung eigens erlebter wechselwirkender Ungleichheitskategorien einen zentralen Kritikpunkt (vgl. etwa bell hooks 1981, Collins 1986; 1991, Carby 1982, Combahee River Collective 1983, Crenshaw 1989; 1991, Moraga/Anzaldúa 1991, Hall/Scott/Smith 1992). Im Laufe der Zeit entwickelten sich unter der Überschrift 'Intersektionalität' zunehmend komplexere Modelle zur Integration vielfältigster Ungleichheitskategorien und Wirkungs- und Analysedimensionen. Ziel dieser Arbeit ist daher eine erste Beantwortung der Frage nach dem Potenzial und den Problemstellung deutschsprachiger intersektionaler Analysen sozialer Ungleichheit. Welche analytischen Stärken und Schwächen lassen sich in intersektionalen Konzeptualisierungen von sozialer Ungleichheit vermerken, welche

³ 'Schwarz' wird bewusst groß geschrieben, da es sich, wie auch bei der Bezeichnung '*people of color*', um einen selbstgewählten politischen Kampfbegriff handelt, der alle von Rassismus betroffenen Menschen begrifflich fassen soll und dabei nicht zwangsläufig auf die konkrete Hautfarbe verweist, sondern vielmehr auf die unmarkierte Norm des 'weiß-Seins' (vgl. Eggers et al. 2005: 13). Zudem soll darauf hingewiesen werden, dass kein scheinbar 'biologisches', phänotypisches Differenzierungsmerkmal, sondern vielmehr die ideologische Konstruktion der Wahrnehmung eines Unterschieds der sozial konstruierten Kategorie *Race* bezeichnet wird (vgl. Lutz/Herrera Vivar/ Supik 2013: 10).

komplexitätserfassenden Modelle wurden entwickelt und (wie) gelingt die Reflexion und Vermeidung eigener Exklusionsprozessen?

Um zu verdeutlichen, wieso es eines alternativen Wissenschafts- und breiter angelegten Ungleichheitsverständnisses bedarf, sollen zuerst herkömmliche soziologische Theorien sozialer Ungleichheit skizziert werden. Die Darstellung dient der Illustration von essentiellen Entwicklungsprozessen, Kernfragen und Grenzen der (herkömmlichen) soziologischen Ungleichheitsforschung (Kap. 2). In einem weiteren Schritt werden Wissenschaftskritik und Konsequenzen für die Erfassung sozialer Ungleichheit, sowie alternative Konzepte des Wissenschaftsverständnisses dargelegt. Verschiedene kritische Theorieprojekte werden kurz illustriert, um vielfältige Herrschaftsverhältnisse in der Wissenschaft zu orten. Zudem wird der Frage nach daraus resultierenden, epistemologischen und analytischen Nachteilen in der Erfassung sozialer Ungleichheit, nachgegangen. In diesem Kapitel stehen feministische und kritische Antworten auf Epistemologie, Ziele und Perspektiven der Ungleichheitsanalyse im Zentrum (Kap. 3). Viele dieser zentralen Kritikpunkte und alternativen Konzepte stammen im Ursprung aus der feministischen Theorie, weshalb konkrete feministische Perspektiven auf soziale Ungleichheiten und Ansätze zur Analyse besprochen werden. Es wird einerseits deutlich, wie die Ungleichheitsforschung von erweiterten feministischen Erkenntnissen profitiert. Andererseits zeigt die Darstellung der Ansätze selbst, die Notwendigkeit einer Weiterentwicklung in Richtung einer umfassenderen Erfassung sozialer Ungleichheit (Kap. 4). Da das Aufkommen von Intersektionalität von einer starken politischen Intention geprägt ist, sollen historische Entstehungshintergründe und Gründungsnarrative besprochen werden, um bis heute anhaltende Debatten ganzheitlicher nachvollziehen zu können. Intersektionalität ist kein einheitliches Projekt, es besteht vielmehr aus ungleichzeitigen, heterogenen und kontroversiellen Debatten. Es benötigt daher eine gründliche Aufschlüsselung lokaler Auslegungen von Intersektionalität, um relevante Unterscheidungsmerkmale, sowie ausschlaggebende Charakteristika herausarbeiten zu können. (Kap. 5). Nachdem die Ursprünge und Eckpunkte deutlich werden konnten, soll die konkrete Analyse sozialer Ungleichheit aus intersektionaler Perspektive Gegenstand der Betrachtung sein: Wie wird soziale Ungleichheit verstanden, wer ist davon betroffen, wie und auf welchen Dimensionen wirkt sie sich aus? Ziel dieser Arbeit zu eruieren, inwiefern Intersektionalitätstheorien einen Gewinn für die (soziologische) Analyse sozialer Ungleichheit darstellen und worin die derzeitigen Herausforderungen, Problemstellungen und Schwächen des Konzeptes liegen (Kap. 6). Danach bedarf es einer vernetzten Darstellung der Ergebnisse, mit den georteten Lücken und Stärken soziologischer und feministischer Theorien sozialer Ungleichheit (Kap. 7).

2. Soziologische Theorien sozialer Ungleichheit

Innerhalb der Soziologie gibt es eine lange Tradition der Ungleichheitsanalyse, die bis heute einen zentralen Schwerpunkt der Disziplin bildet. Es wird zuerst ein kurzer Überblick über die historische Entwicklung zentraler Strömungen und Debatten soziologischer Ungleichheitstheorien⁴ gegeben, um zu verdeutlichen, welches Verständnis sozialer Ungleichheit darin eingebettet ist. Dafür werden in einem ersten Schritt einige, dem Kohärenzparadigma zugeordnete Ansätze dargestellt. Soziale Ungleichheit wird hier als vertikal strukturiert verstanden und verstärkt aus einem erwerbsarbeitszentrierten Blickwinkel argumentiert (2.1.). In Abgrenzung dazu, entwickelte sich das sogenannte Differenzierungsparadigma, welches vorzugsweise horizontale Ungleichheiten in den Blick nahm und damit vermehrt auf vielfältigste Dimensionen und Mechanismen sozialer Ungleichheit aufmerksam machte (2.2.). In einem Zwischenfazit werden die Vor- und Nachteile beider Paradigmen verglichen und die Grenzen der soziologischen Ungleichheitsforschung aufgezeigt (2.3.). Ziel der Betrachtung ist nicht, die vorgestellten Theorien auf ihre tatsächliche Anwendbarkeit zu prüfen oder ihre Relevanz in Frage zu stellen. Vielmehr wird in der Beschreibung der einzelnen Ansätze verdichtet auf jene Aspekte eingegangen, die für das Ziel dieser Arbeit, nämlich Intersektionalitätstheorien der Soziologie sozialer Ungleichheit näher zu bringen, von Bedeutung sind.

2.1. Kohärenzparadigma

Das Kohärenzparadigma zeichnet sich nach Peter Berger (2003) durch sein Interesse an der Kontinuität von Ungleichheitsmustern aus. Ein entscheidendes Charakteristikum traditioneller Ansätze des Kohärenzparadigmas ist die ausschließliche Relevanzsetzung einer strukturellen, vertikalen Analyseebene. Erkennbar ist zudem eine schwerpunktmäßige Orientierung an den Dimensionen Beruf und Einkommen, wobei in späteren Ansätzen die 'meritokratische Pyramide' durch den Einbezug der Säule (Aus-)Bildung vervollständigt wird (vgl. Berger 2003: 474f.). In der folgenden Darstellung wird die historische Entwicklung des Paradigmas grob nachgezeichnet, weshalb zuerst klassische Klassentheorien dargestellt werden. Danach soll die zweite große Entwicklung, innerhalb des Kohärenzparadigmas Thema sein, die Schichttheorien. Zur Verdeutlichung der identifizierten Problemstellungen wird lediglich die funktionalistische Perspektive erläutert. In einem dritten Abschnitt werden drei weiterführende Ansätze der Klassen- und Schichttheorien fokussiert, die die Heterogenität späterer Auseinandersetzungen exemplarisch abbilden sollen.

⁴ Die Auswahl der vorgestellten Ansätze stellt nicht den Anspruch erschöpfend zu sein, sondern dient der Exemplifizierung identifizierter Problemstellungen und Lücken. In der Darstellung handelt es sich um stark vereinfachte Kurzdarstellungen.

2.1.1. Klassische Klassentheorien

Als Wegbereiter der Klassentheorie gelten Karl Marx und Max Weber. Beide Theoretiker entwarfen unterschiedliche Theorien und verfolgten gegensätzliche Erkenntnisziele. Trotz einiger grundlegender Unterscheidungen in der Konzeptualisierung von 'Klasse' bzw. 'sozialer Ungleichheit' lassen sich Gemeinsamkeiten erkennen, die als Charakteristika der Klassentheorie zusammengefasst werden können: Gemeinsam ist allen Klassentheorien, dass sie den Fokus auf vertikal strukturierte Ungleichheiten richten. Diese basieren wiederum hauptsächlich auf ökonomischen Interessenslagen und sind damit an ein erwerbsarbeitszentriertes Verständnis von sozialer Ungleichheit gekoppelt. Marx und Weber identifizieren den aufgekomenen Industriekapitalismus als neue Gesellschaftsform, der mit spezifischen Merkmalen ausgestattet ist, wie z.B. dem Aufkommen eines freien Marktes, in dem eine ständige Zirkulation von Waren, Arbeitskraft und Kapital stattfindet. Beide verstehen *„Marktverhältnisse stets [als] Machtverhältnisse“* (Kreckel 2004: 58) und sehen darin die entscheidende Ursache für die (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit. Einigkeit besteht außerdem dahingehend, dass die Klassenzugehörigkeit weitreichende Auswirkung auf das Bewusstsein der Klassenmitglieder hat (vgl. Kreckel 2004: 52ff., Gottschall 2000: 60ff., Cyba 2000: 22ff.).

Marx' Klassenkonzept (1966 [1848]) wird als die klassische Klassentheorie rezipiert. Sein Interesse richtete sich weder auf kurzfristige Ereignisse noch individuelle Mobilitätsprozesse, sondern vielmehr auf langfristige, strukturelle, gesamtgesellschaftliche Entwicklungen und deren Ursachen. Er versteht die gesamte historische Entwicklung als konfliktreiche Geschichte zwei sich gegenüberstehender, gegensätzliche Interessen vertretender Gruppen, die in Unterdrückende und Unterdrückte unterteilt werden können (ebd.: 93ff.). Je nach historischer Epoche bilden sich zwei Großgruppen heraus, im aufkommenden (Industrie-)Kapitalismus sind es Bourgeoisie und Proletariat. Marx stellt die Produktionsverhältnisse ins Zentrum seiner Analyse und definiert die Zugehörigkeit zu einer Klasse aufgrund der Stellung innerhalb des Produktionsprozesses (ebd.: 95ff.). Das entscheidende Unterscheidungsmerkmal liegt für ihn in Besitz oder Nicht-Besitz von Produktionsmitteln, was wiederum die Ursache sozialer Ungleichheit ausmacht (97ff.). Für die Marx'sche Theorie ist außerdem das konflikthafte Moment zentral, denn das entscheidende Prinzip ist die Ausbeutung (ebd.: 98). Wright (2009 [1985]) bringt die Essenz der Marx'schen Theorie auf den Punkt:

„Ausbeutung heißt hier, daß (sic!) sich eine Klasse durch verschiedene Mechanismen die Mehrarbeit einer anderen Klasse aneignet. Die ausbeutende Klasse bezieht ihr Einkommen aus der von der ausgebeuteten Klasse verrichteten Arbeit. Es existiert also eine direkte kausale Verbindung

zwischen der Armut der Ausgebeuteten und dem Reichtum der Ausbeutenden. Erste gewinnen auf Kosten letzterer“ (ebd.: 89).

Webers Klassentheorie (2007 [1921]) gilt als die gemäßigtere, weniger auf Konflikt fokussierende Klassentheorie und unterscheidet sich in einigen Aspekten von der Marx'schen Auslegung. Weber geht in seiner ersten Konzeptualisierung von einer Machtverteilung durch Klassen, Stände und Parteien innerhalb der Gesellschaft aus und versucht ökonomische, soziale und politische Dimensionen in seine Theorie zu integrieren. Er durchbricht die Marx'sche Vorstellung der Dichotomie und unterscheidet drei Klassen voneinander: Besitzklasse, Erwerbsklasse und soziale Klasse (ebd.: 127f.). Aus Webers Verständnis ist es nicht notwendig, über Produktionsmittel zu verfügen, denn Einkommen und Besitz im Allgemeinen definieren seiner Ansicht nach die Klassenlage. Menschen, die sich in der gleichen Klassenlage befinden, bilden eine Klasse. Insofern kann eine Vielzahl von Klassen entstehen, es liegt keine 'Beschränkung' auf zwei Klassen vor. Die soziale Klasse ist uneindeutiger zu definieren. Sie bündelt einerseits Klassenlagen und steht andererseits in Verbindung mit der Mobilität der Ständebildung (ebd.: 127f.). Webers Interesse liegt, im Gegensatz zur Marx, besonders auf der Funktion dieser Mobilität. Klassen werden nach Weber von ständischen Lagen überlagert (ebd.: 130ff.). Die ständische Lage charakterisiert sich wiederum durch die "positive oder negative Privilegierung in der sozialen *Schätzung*" (Weber 2007: 130 [1921]). Ständische Lagen basieren im Gegensatz zur Klassenlage weniger auf wirtschaftlichen Lagen, als mehr auf sozialen Dimensionen. Zentrale Aspekte sind Ehre, soziales Prestige und die spezifische Lebensführung (Burzan 2007: 20ff., Gottschall 2000: 65ff.). Webers Klassentheorie zeichnet sich dadurch aus, er Differenzierungen vornimmt und damit einige Anknüpfungspunkte für weitere Theorien wie z.B. die etwas später aufkommende Schichttheorie bietet (vgl. Kap. 2.1.2.).

Anhand dieser skizzenhaften Darstellung der beiden Klassen-Konzepte wird erkennbar, dass Marx aus einer materialistischen und Weber aus einer idealistischen Theorieperspektive heraus argumentiert. Diese Dissonanz lässt sich auch in Bezug auf das differente Wissenschaftsverständnis und Erkenntnisinteresse beobachten. Marx verfasste zusammen mit Friedrich Engels das '*Manifest der Kommunistischen Partei*' (1848), in der er einige politisch zugespitzte Ansichten formulierte. Es ist deshalb wichtig, zwischen seinen wissenschaftlichen und politischen Schriften zu unterscheiden. Dennoch ist seine grundsätzliche Intention erkennbar: Mit seinen wissenschaftlichen Analysen ist ein politisches Ziel verknüpft. Zudem hat er im Gegensatz zu den noch folgenden männlichen Theoretikern ein deutlich konflikthafte Verständnis von sozialer Ungleichheit und spricht sich für eine kritische Analyse der herrschenden Verhältnisse aus. Die Marx'sche Theorie kann als Vorläufer des Konzepts des standortgebundenen Denkens (vgl.

Kap. 3.2.) interpretiert werden, dessen Kernaussage besagt, dass die Perspektive ausschlaggebend dafür ist, was erfasst wird. Er argumentiert bewusst aus dem spezifischen Blickwinkel der Lohnabhängigen und plädiert für eine Veränderung der gesellschaftlichen Ordnung. Erneut wird seine materialistische Perspektive erkennbar. Marx betont das Gewordensein der herrschenden Verhältnisse, benennt Macht-, Herrschafts-, und Ausbeutungsverhältnisse als problematisch und sieht die Transformation sozialer Ungleichheit als das wichtigste gesellschaftliche Ziel. Er hebt die Notwendigkeit der kritischen Reflexion des eigenen Standpunkts hervor und geht davon aus, dass sich in dem Emanzipationsinteresse der unterdrückten Klasse auch allgemeine, für alle Gesellschaftsmitglieder erstrebenswerte Interessen wie z.B. Freiheit verbergen (vgl. Gottschall 2000: 61ff.) Soziale Gerechtigkeit voranzutreiben kann als übergeordnetes Ziel definiert werden und wird als Aufgabe und Verantwortung von Politik und Wissenschaft formuliert.

Im Gegensatz dazu plädiert Weber (1919) für eine strikte Trennung der beiden Bereiche und differenziert zwischen Gesinnungsethik in der Politik und Verantwortungsethik in der Wissenschaft. Auf Weber geht außerdem das Postulat der Werturteilsfreiheit (das ist es, was er mit Verantwortungsethik meint) zurück, das bis heute das traditionelle Bild der Wissenschaft prägt. Dabei stehen Kriterien wie 'Objektivität', 'Universalität' und 'Neutralität' im Vordergrund (vgl. Weber 1919). Wie sich noch zeigen wird, teilen feministische (Standpunkt-)Theorien und Intersektionalitätsperspektiven diese These nicht.

Die Ungleichheitsforschung verdankt beiden Klassentheoretikern einige zentrale Aspekte und zeigt ebenso einige Grenzen (dieser Auslegungen) auf. Trotz vieler Erträge für die Ungleichheitsanalyse hat Marx eine eindimensionale Perspektive auf soziale Ungleichheit, da er diese lediglich auf die Klassenzugehörigkeit zurückführt. Auch sein Arbeits-Begriff ist eng gefasst und beschränkt sich auf Erwerbsarbeit, die benötigte Reproduktionsarbeit oder auch Doppelbelastung von vielen Frauen wird dabei nicht gesehen. Marxistische Feminist*innen (vgl. Kap. 4.1.) kritisieren an seinem Ansatz u.a., dass er geschlechtsspezifische Ungleichheiten und von Frauen geleistete Arbeit (Produktions- und Reproduktionsarbeit) als *„geschlechtsspezifische Differenzierung innerhalb von Klassenlagen“* (Gottschall 2000: 62) versteht. Soziale Ungleichheit zwischen Frauen und Männern wurde nie als eigenständiges Phänomen mit verschiedensten Facetten wahrgenommen, sondern wenn überhaupt als Randphänomen, das sich auf die Klassenstruktur der Gesellschaft zurückführen lässt. Daraus lässt sich schließen, dass aus dieser Perspektive jede weitere Ursache sozialer Ungleichheit aus der erwerbsarbeitsvermittelten Strukturierung der Gesellschaft entspringen würde. Er beschränkt sich in seiner Analyse auf Klasse und Erwerbsarbeit und vernachlässigt dabei jede weitere Strukturkategorie. Im Laufe der Zeit wurden viele Versuche unternommen, die

Marx'sche Theorie um das Phänomen der geschlechtsspezifischen Ungleichheit zu erweitern (siehe Kap. 4.1.).

Weber wird im Gegensatz zu Marx meist ein Verständnis von Dreidimensionalität nachgesagt, da er sowohl ökonomische, als auch soziale und politische Ungleichheit erkannt habe. Reinhard Kreckel (2004) hingegen verdeutlicht, dass es sich, wenn überhaupt um ein zweidimensionales Modell handle, da Weber Macht durch 'Parteien' nie adäquat konzeptualisiert habe und diese Dimension in seinen späteren Arbeiten ganz verschwand. Zu kurz wäre Webers Blick auf das Verhältnis der Dimensionen (Klasse, Stand, Parteien) zueinander gekommen (Kreckel 2004: 54f.). Eine reine Beschreibung einzelner Dimensionen erklärt noch kein komplex zusammenhängendes Phänomen wie soziale Ungleichheit. Dennoch ist die Tendenz in Richtung eines erweiterten Ungleichheitsmodells erkennbar, wenngleich auch keine kritische Definition sozialer Ungleichheit vorliegt. Auch hier ist der Arbeits-Begriff einseitig gefasst und soziale Ungleichheit knüpft sich direkt an berufliche Zugehörigkeit und Prestigehierarchie. Sowohl Eva Cyba (2000) als auch Karin Gottschall (2000) machten den Versuch, geschlechtsspezifische Ungleichheiten in Webers Modell zu integrieren und kamen zu dem Schluss, dass es der Vielfalt der sozialen Lagen von Frauen nicht gerecht werden könne, da geschlechtsspezifische Ungleichheiten nicht rein aus beruflicher Zugehörigkeit und ihrer Position in der Prestigehierarchie erklärbar seien (vgl. Cyba 2000: 25, Gottschall 2000: 64f.). Demnach scheint also kaum möglich, weitere Ungleichheitsverhältnisse in Webers Ungleichheitsmodell zu integrieren.

2.1.2. Funktionalistische Schichttheorie

Den zweiten großen Strang klassischer Ungleichheitstheorien bilden später aufkommende Schichttheorien. Diese galten nach dem zweiten Weltkrieg lange Zeit als das zentralste Paradigma der Sozialwissenschaften. Auch hier liegt der Fokus auf dem hierarchischen Aufbau der Gesellschaft und ist damit auf die vertikale Abstufung von Ungleichheit gerichtet. Ähnlich wie in der Klassentheorie werden äußere (sozio-)ökonomische Merkmale wie Berufsprestige, Bildung, Einkommen in den Vordergrund gestellt und soziale Ungleichheit als strukturelles Phänomen verstanden (vgl. Geiger 1955, Geißler 1985, Parsons 1940, Davis/Moore 1967). Auch Schichttheorien stellen ungleiche Lebensbedingungen und daraus resultierende Lebenschancen in den Vordergrund. Es wird von relativ homogenen Schichten ausgegangen, meistens zumindest von dreien, die stark auf das Bewusstsein der Schichtangehörigen einwirken. In Anlehnung an Weber (und im Gegensatz zu Marx) handelt es sich aus dieser Perspektive jedoch nicht zwangsläufig um homogene Interessen innerhalb dieser Großgruppen, die einer anderen konträr gegenübersteht. Auch die Schichttheorie geht von einer stärkeren Mobilität zwischen den Klassen (aufgrund von Fleiß oder Bildung) aus und knüpft damit an Webers Position an (vgl. Burzan 2007: 65).

Im Folgenden wird die funktionalistische Schichttheorie in der Tradition Talcott Parsons' (1973 [1940]) illustriert, um einerseits Unterschiede zur (marxistischen) Klassentheorie herauszuarbeiten und andererseits die Problematiken der These einer funktionalen Notwendigkeit sozialer Ungleichheit zu verdeutlichen. Das grundsätzliche Erkenntnisinteresse des funktionalistischen Paradigmas gilt der sozialen Ordnung der Gesellschaft. Dieses Interesse lässt sich vermutlich auf den spezifischen historischen Kontext -nach dem zweiten Weltkrieg- zurückführen. Die Schichttheoretiker Kingsley Davis und Wilbert E. Moore (1973) gehen davon aus, dass es keine Gesellschaft ohne Klassen bzw. Schichten geben kann. Im Fokus steht dabei allerdings die universale bzw. funktionale Notwendigkeit dieser Schichtung. Jede Gesellschaft hätte dafür ein Positionssystem ausgebildet, das die Prestigeabstufungen verschiedener Positionen (=Berufsfelder) regelt und reguliert. Die Gesellschaft selbst verteilt jedes Gesellschaftsmitglied auf die adäquate soziale Position, aus der ihr Status resultiert. Diese adäquate Besetzung stellt sie mithilfe eines Belohnungssystems (Motivation, Anreiz) sicher. Der Grad der Bedeutung für die Gesellschaft und das benötigte know-how, das laut Davis und Moore durch die größte Begabung und/oder beste Ausbildung erreicht werden kann, bilden zusammen den Rang dieser Position (ebd.: 396ff.). Aus einer strukturfunktionalistischen Perspektive leitet sich die Rangordnung der Gesellschaftsmitglieder aus ihren Berufen ab. Augenscheinlich bleibt auch Chancenungleichheit durch strukturelle Benachteiligung unbeachtet, denn es herrscht die Vorstellung einer natürlichen und damit richtigen Eingliederung jedes Mitgliedes in die Gesellschaft vor. Bezogen auf familiäre Zusammenhänge hieße das, die männliche Berufstätigkeit stelle die Basis für den Status der gesamten Familie dar. Alles andere würde Konkurrenz innerhalb der Familie bedeuten, wodurch diese in ihrer zentralen Funktion (nach Parsons ist das die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts der Familienmitglieder) gestört werden würde (vgl. Parsons 1973, Davis/Moore 1973). (Ehe-)Frauen fänden hierin ihre zentrale und funktionale Aufgabe für die Aufrechterhaltung der Gesellschaft (Cyba 2000: 17ff.). Diese Annahme bezogen auf die Funktionen von Frauen stellt, eine erhebliche Schwachstelle in der Parson'schen Theorie dar. Damit konkreter zur Definition des Gegenstandsbereichs: Was bedeutet soziale Ungleichheit aus einem schichttheoretischen Verständnis von sozialer Ungleichheit? Für Davis und Moore ist diese Schichtung gleich Ungleichheit und notwendige Funktion der Gesellschaft:

“Soziale Ungleichheit ist somit ein unbewußt entwickeltes Werkzeug, mit dessen Hilfe die Gesellschaft sicherstellt, daß (sic!) die wichtigsten Positionen von den fähigsten Personen gewissenhaft ausgefüllt werden. Daher muss jede Gesellschaft, ob primitiv oder komplex, das Prestige und die Beurteilung unterschiedlich ausfallen lassen und somit ein gewisses Maß institutionalisierter Ungleichheit aufweisen” (Davis/Moore 1973: 398).

Soziale Ungleichheit wird als funktionale Notwendigkeit für das Weiterbestehen von Gesellschaft erachtet und somit zum notwendigen Strukturmerkmal. Durch die Zuweisung einer Funktion (für die Gesellschaft) wird soziale Ungleichheit verharmlost, legitimiert und positiv bewertet. Die funktionalistische Schichttheorie ist ein gutes Beispiel für Theorien, die soziale Ungleichheit durch ihre Theorie legitimieren und reproduzieren. Macht, Herrschaft und Konflikt werden ausgeblendet, weshalb folgende Fragen offen bleiben: Wer ist die Gesellschaft? Welche Interessen spiegeln sich tatsächlich in ihr wider? Wer definiert welche Funktionen und Positionen zentral für eine Gesellschaft sind? Unreflektiert bleiben hier Fragen nach der Anerkennung und (Un-)Sichtbarkeit bestimmter Personengruppen und ihrer Leistungen für die Gesellschaft. Welcher Wert wird verschiedenen, zum Erhalt einer Gesellschaft notwendigen Leistungen (Reproduktionsarbeit, Reinigungstätigkeiten und Zeitungsverkäufer*innen) zugestanden? Was ist gesellschaftlich notwendige Arbeit wirklich und wer hat die Definitionsmacht darüber? Die funktionalistische Position erscheint heute eher eine einfältige Beschreibung als eine kritische Erklärung sozialer Ungleichheit zu sein und ist zusätzlich problematisch, da sie alle Formen von Ungleichheit bereits im Kern legitimiert. Festgehalten werden kann, dass der Wert von Menschen Menschen sich daran bemisst, welche vordefinierten Funktionen sie für die Gesellschaft erbringen. Nicht Schichttheorien als solche, sondern vielmehr das funktionalistische Prinzip ist macht- und herrschaftskonform und dadurch -reproduzierend, weshalb es für die weitere Diskussion in Richtung einer kritischen, weitgefächerten Definition und Theorie sozialer Ungleichheit kaum geeignet erscheint.

2.1.3. Weiterentwicklungen der Klassen- und Schichttheorie

Vertikale Ungleichheitstheorien waren lange Zeit das vorherrschende Paradigma der Ungleichheitsforschung. Diese und besonders die Analysekategorie 'Klasse' erlitten im Laufe der Zeit einen massiven Bedeutungsverlust (vgl. Knapp 2005; 2008, Sachweh 2015). Aufgrund immer komplexer werdender Gesellschaften entwickelte sich innerhalb der Sozialwissenschaften eine grundlegende Debatte um die Aussagekraft von Klassen- und Schichttheorien. Gegenstand der Diskussion war, ob immer stärker werdende Ausdifferenzierungen von Lebensformen aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen (Globalisierung, Technisierung etc.), mit Klassentheorien bzw. rein vertikalen Analysemodellen überhaupt noch erfasst werden könnten (vgl. Schelsky 1953, Dahrendorf 1968, Beck 1983, Geißler 1996, Goldthorpe 1980; 1989). Weiterentwicklungen der Schicht- bzw. Klassentheorie gehen grundsätzlich von einer gesellschaftlichen Kontinuität aus, weshalb sie, trotz der Identifizierung neuer Ungleichheiten, Klasse oder Schicht nach wie vor als ein relevantes Unterscheidungsmerkmal von Gesellschaften erachten und damit zumindest teilweise ein vertikales Ungleichheitsverständnis beibehalten. Aufgrund dieser Gemeinsamkeit

und zur Verdeutlichung der Abgrenzung gegenüber neu aufkommenden Differenzierungstheorien (vgl. Kap. 2.2.) werden Klassen- und Schichtmodelle trotz vorheriger Trennung hier zusammengefasst dargestellt. Unbeachtet darf nicht bleiben, dass feministische Auseinandersetzungen zu dieser Zeit bereits umfassende Kritikpunkte am herkömmlichen, exkludierenden Wissenschafts- und Ungleichheitsverständnis vorlegte und durchaus eigene alternative Konzepte entwickelten (vgl. Kap. 3 und 4). Die ausgewählten Weiterentwicklungen variieren dabei stark in dem Einbezug weiterer Ungleichheitsverhältnisse und -dimensionen und eröffnen in unterschiedlichem Maße neue und weitgefässere Perspektiven auf soziale Ungleichheit. Um einen Einblick in die Heterogenität dieser Weiterentwicklungen zu ermöglichen, werden im Folgenden drei Ansätze vorgestellt.

Als Vertreter einer modifizierten weberianischen Klassentheorie kann John Goldthorpe (1980; 1998) genannt werden. Ihr gelten als Vertreter der 'konventionellen' Perspektive, die sich durch die Annahme, Klasse wäre nach wie vor das einzig relevante Strukturprinzip von Gesellschaft, charakterisieren lässt. Geschlecht als mögliche Strukturkategorie sozialer Ungleichheit wurde zwar thematisiert, wäre allerdings vernachlässigbar (vgl. Cyba 2010: 34). Daraus kann geschlossen werden, dass Ungleichheitsverhältnissen aufgrund von Rassismus, Homophobie etc. genauso wenig Beachtung geschenkt wird. Feministische Theoretiker*innen kritisieren Goldthorpes Herangehensweise zusätzlich bezüglich folgender Aspekte: er geht grundsätzlich von homogenen Normalfamilien aus, in der es eine traditionelle Rollenverteilung aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit gibt. Demgegenüber stehen empirische Ergebnisse bzgl. steigender Berufsbeteiligung von Frauen und stetigem Wandel von Lebens- und Familienformen (vgl. Beck-Gernsheim 2010). Daran knüpft sich der zweite Kritikpunkt, nämlich dass Frauen lediglich Zuverdienerinnen seien und zwangsläufig die gleiche Klassenidentifikation wie ihre Ehemänner hätten und wird damit den vielfältigsten Ungleichheitslagen von Frauen in keinsterweise gerecht (vgl. Cyba 2000: 34ff). Die konventionelle Perspektive am Beispiel von Goldthorpe zeigt, dass Weiterentwicklungen oft hohe Ignoranz gegenüber umfassenderen Analysen und bereits gewonnenen Erkenntnissen aufweisen und die (teilweise unbeabsichtigten) Fehler der ursprünglichen Theorien unbeirrt weitertragen.

Reinhard Kreckel (2004) entwickelte eine politische Soziologie der soziale Ungleichheit. Zwar ist es ihm ein Anliegen, die starke Konzentration auf vertikale Ungleichheiten zu vermeiden, dennoch kann sein Ansatz als erweiterter Klassenansatz interpretiert werden. Kreckel verweist zusätzlich auf ein bisher unbeachtetes Verhältnis, nämlich das von kapitalistischen 'Zentren' und 'Peripherien' und entwickelt damit ein globales Ungleichheitskonzept. Die Verhandlung sozialer Lebenschancen findet hauptsächlich innerhalb des 'korporatistischen Dreiecks' zwischen Arbeit,

Kapital und Staat statt. Gute bzw. schlechte Lebenschancen konstituieren aus seinem Verständnis soziale Ungleichheit, welche sich wiederum aus der Stellung innerhalb dieses Aushandlungsprozesses ergäbe (Burzan 2007: 85ff., Cyba 2000: 58f.). Er unterscheidet dabei zwei Formen der sozial strukturierten Ungleichheit: Verteilungsungleichheit oder auch distributive Ungleichheit ist gegeben, wenn es sich um die Einschränkung bestimmter Gruppen bzgl. allgemein verfügbarer und erstrebenswerter sozialer Güter handelt. Beziehungsungleichheit bzw. relationale Ungleichheit bezieht sich auf ungleiche Handlungs- und Interaktionsbefugnisse oder -möglichkeiten (vgl. Kreckel 2004: 20). Mit dieser Differenzierung gibt Kreckel zu verstehen, dass es einen ebenenübergreifenden Ansatz, der sowohl die Struktur- als die Handlungsebene integriert, benötigt. Kreckel benennt dezidiert ein hierarchisches Geschlechterverhältnis, welches unter gegebenen Bedingungen aber abhängig vom Klassenverhältnis geworden sei. Er ortet auch hier einen strukturellen Gegensatz, allerdings nicht von Arbeit und Kapital, sondern von Produktion und (abgewerteter) Reproduktion (vgl. Kreckel 2004, Burzan 2007: 85ff., Cyba 2000: 58f.). Kreckel nimmt einen sehr weitläufigen Blick an, benennt dabei sowohl Ungleichheiten aufgrund von Geschlecht, als auch aufgrund von Ethnie/Race und Nationalität. Sein Interesse liegt dabei allerdings nach wie vor stärker auf den Auswirkungen dieser Dimensionen auf dem Arbeitsmarkt.

Eine feinere Analyse lieferte auch Pierre Bourdieu (1982; 1983; 1985), der die die Marx'sche Klassentheorie um kulturelles und soziales Kapital erweiterte. Oft wird auch das symbolische Kapital als eigenständige Kapitalsorte erwähnt (vgl. Bourdieu 1983). Bourdieu (1985) versteht die soziale Welt als einen mehrdimensionalen Raum, indem sich die Gesamtheit der Eigenschaften (Merkmale) befindet. Sich im sozialen Raum befindende Akteur*innen und soziale Gruppen können durch ihre relative Stellung darin charakterisiert werden. Bourdieu interpretiert die Verteilung von Merkmalen als ein Kräftefeld, das einen starken Zwang auf die Mitglieder des jeweiligen sozialen Raums auslöst, allerdings nicht auf einzelne Individuen oder Interaktionen, sondern auf einen gesellschaftlichen Zusammenhang zurückzuführen ist (ebd.: 12). Die Klasse stellt damit die soziale Positionen in der Gesellschaft dar und ist eng mit dem Lebensstil verbunden. Lebensstile erscheinen oberflächlich gesehen als selbst gewählt, stehen allerdings in starker Abhängigkeit mit der Klassenzugehörigkeit. Lebensstile sind durch typische Handlungspraxen bestimmter Klassen charakterisiert. Soziale Positionen im Lebensstil sind über den Habitus miteinander verbunden (vgl. Bourdieu 1982). Bourdieu betont die Wechselwirkung zwischen Struktur- und Handlungsebene und kann damit die Dichotomie der Ebenen ein Stück weit aufbrechen. Geschlechtsspezifische Ungleichheiten wurden bei ihm als eigenständiges Phänomen in *'die männliche Herrschaft'* (2005) behandelt. Seine Ausführungen sind aus dem Grund besonders spannend für die spätere Betrachtung sozialer Ungleichheit, weil er auch das Symbolhafte der Geschlechterordnung untersucht. Ein relevantes Konzept bildet in diesem

Zusammenhang die 'symbolische Herrschaft'. Symbolische Herrschaft wird durch die Ausübung von symbolischer Gewalt auf den Körper abgesichert und ist sehr machtvoll (Bourdieu 2001: 180ff.). Bourdieu verweist darauf, dass sozialen Praxen in der Aufrechterhaltung der hierarchischen Geschlechterordnung und (Zwei-)Geschlechtlichkeit große Bedeutung hinzukommt (vgl. Bourdieu 1976; 2005). Zentral für die Analyse sozialer Ungleichheit sind seine Auseinandersetzungen unter anderem erstens, weil er die zentrale Rolle von sozialen Praktiken einführt. Zweitens macht er deutlich, dass nicht nur rohe Gewaltausübung oder gesetzlich abgesicherte Benachteiligungen Unterwerfung erzeugen, sondern auch und speziell inkorporierte symbolische Herrschaftsformen, die als naturgegeben und unvermeidlich erscheinen (vgl. Bourdieu 2001: 181f.).

Offen bleibt, wie sich geschlechtsspezifische Ungleichheiten, oder auch von Rassismus und/oder Homophobie etc. betroffene Gruppen in sein Ungleichheitskonzept bzw. den sozialen Raum eingliedern lassen. Die soziale Welt als mehrdimensionalen Raum zu sehen, in dem unterschiedliche Merkmale bzw. Achsen der Ungleichheit (allerdings nicht nur Kapitalsorten) verschiedene, bessere und schlechtere Positionen innerhalb der Gesellschaft ausmachen und sich durch spezifische Konstellationen der Kapitalsorten weitergeben lassen, halte ich für aussichtsreich. Zugrundeliegende Macht- und Herrschaftsverhältnisse sowie konflikthafte Klassenrelationen werden konkret erkannt und benannt. Gerade die Wechselwirkung zwischen sozialer Position und Lebensstil zeichnet Bourdieus Ansatz aus. Bourdieu ist daher auch schwer in eine Theorieschule einordenbar, er verliert weder die strukturelle Ebene aus dem Blick, noch die Auswirkungen auf der Handlungsebene (Konzept der Lebensstile vgl. Kap. 2.2.1). Bourdieu (1967) macht darauf aufmerksam, dass Theorie immer 'nur' Mittel zur notwendigen Untersuchung von Praxis. Bourdieu und Wacquant (2002) plädieren für relationales Vorgehen, das sich durch die Annahme kennzeichnet, soziale Phänomene könnten nie aus sich heraus erklärt werden und müssten daher in Hinblick auf ihre spezifischen Beziehungen beobachtet werden. Karin Gottschall (2000) fasst die Vorteile der Ungleichheitsdefinitionen von Kreckel und Bourdieu folgendermaßen zusammen:

"Unter "sozialer Ungleichheit" sollen hier differente Zugangschancen zu allgemein verfügbaren und erstrebenswerten sozialen Gütern und Positionen verstanden werden, die zugleich mit ungleichen Macht-, Anerkennungs- und Interaktionsmöglichkeiten einhergehen und die die Lebenschancen von Individuen oder Gruppen relativ dauerhaft positiv oder negativ beeinflussen, d.h. zu 'strukturierter sozialer Ungleichheit' führen" (Gottschall 2000: 23).

Die Vorteile dieser Definition sieht Gottschall darin, dass sowohl Verteilungs- wie auch Beziehungungleichheit benannt werden. Worum es sich bei den genannten "sozialen Gütern und Positionen" konkret handelt ist nicht festgelegt und bietet daher eine Fülle an Möglichkeiten

abseits der traditionellen, meist eindimensionalen Eingrenzungen. Es kann sich neben materiellen Gütern auch um Rechte, Ideen u.ä. handeln. "Macht-, Anerkennungs- und Interaktionsmöglichkeiten" verweisen dabei direkt auf die Handlungsebene, auf Basis derer wiederum strukturierte soziale Ungleichheit entsteht. Bourdieus Konzept des sozialen Raums, innerhalb dessen unterschiedliche Kraftfelder wirken, kann hier sein Potenzial ausspielen. Einzelne Individuen aber auch Gruppen besetzen innerhalb dieses sozialen Raums eine spezifische Position (ebd.: 23f.).

2.2. Differenzierungsparadigma

Neuere Theorien entwickelten sich aus der Kritik gegenüber Klassen- und Schichttheorien und plädieren dafür, von der eindimensionalen Klassen-Analyse abzukommen und differenziertere Modelle zu entwerfen. Die meisten neueren Theorien reihen sich rund um die Schlagworte 'Pluralisierung', 'Differenzierung' und 'Individualisierung' und können als 'Differenzierungsparadigma' (Berger 1987) zusammengefasst werden. Anhänger*innen dieser Theorien gehen im allgemeinen von einer gesellschaftlichen Diskontinuität aus, woraus die zentrale Annahme resultiert, dass die Zusammenfassung der Gesellschaftsmitglieder in homogene Großgruppen (Klasse, Schicht) nicht mehr möglich sei. Gemeinsam ist Theorien des Differenzierungsparadigmas, dass sie Modelle der vertikalen Strukturierung zugunsten einer horizontalen Ungleichheitsauffassung ablösen. Soziale Ungleichheit wird nicht mehr rein an der ökonomischen Dimension gemessen, es wird vielmehr von einer vielfältigen Anzahl an Gruppen ausgegangen, die mit unterschiedlichen Lebensbedingungen bzw. -chancen ausgestattet sind. Dennoch lassen sich auch hier grundlegende Unterscheidungen zwischen den Ansätzen herauslesen. Zur besseren Übersichtlichkeit werden daher zuerst Ansätze besprochen, die sich weiterhin an Klassen- und Schichttheorien orientieren, die Wechselwirkung von Struktur und Handeln allerdings stärker im Fokus haben. Anschließend wird kurz auf Individualisierungsansätze eingegangen die sich konsequent von der Vorstellung strukturierter Ungleichheit lösen.

2.2.1. Lebensstile und Milieus

Einige neuere Ansätze können als verbindende Ansätze interpretiert werden, weil sie einerseits darum bemüht sind strukturierte Ungleichheit zu erfassen und andererseits kulturelle und subjektive Dimensionen betonen. Ihr Erkenntnisinteresse bildet zumeist die Verknüpfung von Struktur- und Handlungsebene, weshalb sie für ein umfassendes Verständnis sozialer Ungleichheit gut geeignet sind. Sie versuchen die Eindimensionalität von Klassen- und Schichttheorien zu

vermeiden und beachten vielfältige Einflussfaktoren für soziale Ungleichheit. Neben vertikalen Ungleichheiten stehen vor allem horizontale Ungleichheiten im Vordergrund. Populäre Konzepte neuerer Theorien bilden z.B. Lebensstile und soziale Milieus.

Der Begriff des Lebensstils geht auf Webers Interesse an der Lebensführung bzw. Lebensformen von Gruppen zurück. Lebensstile werden dabei von den einzelnen Individuen nach ihren Prinzipien, Zielen und Routinen ausgerichtet (vgl. Hradil 2001: 273). Gerade in Lebensstilen würden sich horizontale Ungleichheiten deutlich ausdrücken: trotz unterschiedlicher Lebensstile können Gruppen gleiche Lebenschancen haben. Diese Annahme richtet sich gegen die Vorstellung einer relativ homogenen Großgruppe, die zwangsläufig mit gleichen Lebenschancen ausgestattet sein muss. Hans-Peter Müller (1989) sieht den Vorteil von Lebensstilanalysen darin, dass sich damit ein größeres Spektrum zur Sozialstrukturanalyse aufmache und zusätzlich einen Wandel von Schichtung nachverfolgt werden könne. Lebensstilansätze interessieren sich trotz aller Differenzierungen für die individuelle Lebensführung und gehen daher verstärkt von einer mikroanalytischen Ebene aus.

Soziale Milieus können als eine Art Erweiterung und Differenzierung der Schichttheorie gesehen werden. Im Unterschied zu Schichtmodellen stehen aber auch vertikale Ausprägungen sozialer Ungleichheit im Vordergrund. Die Milieuforschung setzt auf einer makroanalytischen Ebene an und ist verstärkt an der 'äußeren' Umwelt interessiert, inkludiert aber auch subjektive Komponenten (vgl. Groß 2015: 105). Stefan Hradil (1987) versteht unter einem Milieu eine Gruppe, die sowohl äußere Lebensbedingungen, als auch innere Haltungen (etwa ähnliche Gesinnung/Werthaltung) miteinander teilt und aus dem heraus gemeinsame Lebensstile bilden (vgl. Hradil 1987: 165). Michael Vester (2001) gilt als ein zentraler Vertreter der Milieuforschung und geht davon aus, dass Milieus, horizontale Disparitäten und damit Widersprüche und Entwicklungen aufdecken könnten, die aus rein vertikaler Schichtungs- und Klassentheorien nie sichtbar gemacht werden könnten (vgl. Vester 2001).

2.2.2. Soziale Lagen und Individualisierung

Soziale Lagen wurden als Alternative zu Klassen- und Schichtmodellen entwickelt und haben ein anderes Ungleichheitsverständnis. Der Charakter der Analyse sozialer Lagen besteht darin, *alle* relevanten Dimensionen und Merkmale sozialer Ungleichheit zu beachten, welche allerdings nicht notwendigerweise in Abhängigkeit zueinander stehen müssen (vgl. Burzan 2007: 141, Cyba 2000: 60f.). Stefan Hradil (1987) fokussiert den Zugang zu sozialen Lebenschancen aufgrund dieser Dimensionen, die sich konkret auf die Lebensbedingungen einzelner Gruppen beziehen. Ein wichtiges Kriterium neben den objektiven Lebensbedingungen, die nach ihm die soziale Lage von

Personen und Gruppen ausmacht, bildet die Möglichkeiten der individuellen Handlungsfähigkeit, die einen bisher weniger beachteten Aspekt darstellt:

“Unter sozialer Ungleichheit sind gesellschaftlich hervorgebrachte und relativ dauerhafte Handlungsbedingungen zu verstehen, die bestimmten Gesellschaftsmitgliedern die Befriedigung allgemein akzeptierter Lebensziele besser als anderen erlauben” (Hradil 1987: 144).

Hradil verweist auf die Diskriminierung einzelner Gruppen (Hausfrauen, Alleinerzieher*innen, Migrant*innen, von Rassismus betroffene Frauen und Mädchen), bietet nach Cyba aber keinen übergeordneten, strukturellen Rahmen für das Phänomen der geschlechtsspezifischen Ungleichheit, die im Prinzip jede Frau permanent betreffen könnte (vgl. Cyba 2000: 60). Cybas Einwand lässt sich auf weitere Ungleichheitskategorien umlegen. Auch wenn innerhalb der einzelnen Gruppen weitere Ungleichheitsverhältnisse erkannt würden, würde der übergeordnete Analyserahmen fehlen. Zwar erweitert sich der Blick auf verschiedene Formen von Ungleichheit, dennoch wird die fehlende Strukturkomponente sozialer Ungleichheit schnell sichtbar.

Hradil kann auch als Vertreter der Individualisierungstheorie eingeordnet werden. Die Individualisierungstheorie ist eine der bekanntesten neueren Theorien sozialer Ungleichheit, die auch außerhalb der akademischen Auseinandersetzung viel Aufmerksamkeit für sich gewinnen konnte. Vertreter*innen der Individualisierungstheorie bestreiten nicht nur die Existenz von Klassen und Schichten, sie grenzen sich von Versuchen der ausdifferenzierten Weiterentwicklungen dieser mithilfe von strukturierten Lebensstilansätzen oder sozialen Milieus dezidiert ab. Besonders bekannter Vertreter ist Ulrich Beck, der von einer “Diversifizierung und Individualisierung von Lebenslagen und Lebenswegen” (Beck 1983: 36) und damit von einer Auflösung homogener Großgruppen wie Klassen ausgeht. Er plädierte zwar dafür, Gesellschaftstheorie nie von Gesellschaftskritik zu trennen und erkennt viele Formen und Dimensionen sozialer Ungleichheit. Nach einigen Autoren (Geißler 2002, Müller 1992) blieb er dennoch in der Beschreibung vielfältiger sozialer Ungleichheit verhaftet. Ihm fehle der einheitliche theoretische Bezugsrahmen, der erst soziologisch bzw. analytisch relevante Erkenntnisse erziele (vgl. Burzan 2007: 157).

2.3. Zwischenfazit: Potenzial und Kritik

Theorien struktureller Ungleichheit haben den Vorteil, trotz sozialen Wandels Kontinuitäten gesellschaftlicher (Ungleichheits-)Verhältnisse zu erkennen und entsprechende Erklärungen zur (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit und damit Potenzial für Veränderung zu liefern. Trotz der Bemühungen des Differenzierungsparadigmas, strukturelle Ungleichheiten in ihre Modelle zu integrieren, geraten diese des Öfteren in den Hintergrund (vgl. Cyba 2000: 60ff.). Geißler (1996)

verweist auf die Problematik der reinen Beschreibung stark ausdifferenzierter Lebensformen und -bedingungen des Differenzierungsparadigmas und kritisiert, dass der strukturelle, zusammenhängende Charakter sozialer Ungleichheit verloren ginge. Er hebt die benötigte sozialkritische Haltung von Ungleichheitsforscher*innen und ihren Theorien hervor (ebd.: 323). Zielführend erscheint ein macht- und herrschaftskritischer Wissenschafts- und Analysefokus, der die Erklärung und Veränderung sozialer Ungleichheit zum Ziel hat und damit politische und ideologische Ziele verfolgt. Zu eindimensional erscheint allerdings der Gegenstand klassischer Theorien struktureller Ungleichheit. Soziale Ungleichheit ausschließlich auf Erwerbsarbeit und daraus resultierend Klassenzugehörigkeit zurückzuführen, wird verschiedensten weiteren Ursachen und spezifischen Gruppen nicht gerecht. Die Pluralisierung der Lebensformen bringt neben alten Ungleichheiten auch neue Abhängigkeiten. Weitere Ungleichheitskategorien wie Gender wurden in Klassen- und Schichttheorien nur sehr zögernd erfasst, eine Bezugnahme auf *Race*, Ethnizität, sexuelle Orientierung und *Disability* findet allerdings kaum statt. Dem Differenzierungsparadigma zugehörige Ansätze gleichen einen Teil dieser Beschränkungen aus, in dem sie weitläufige und umfassende Perspektiven auf soziale Ungleichheit einnehmen. Hier gelingt die Auflösung der oft vorherrschenden Eindimensionalität und die Erweiterung der Perspektive für bis dato ungesehene Facetten. Die meisten neueren Theorien liefern genauere Messinstrumente und geben (auch empirischen) Spielraum für die Analyse verschiedener Formen von Diskriminierung und Ungleichheit (vgl. Klinger/Knapp 2007: 22f.). Hier ist allerdings die Gefahr der zu starken Ausdifferenzierung gegeben, die verschiedenste Ungleichheitskategorien auf unterschiedlichsten Dimensionen zwar erkennt, allerdings unsystematisch und isoliert voneinander analysiert.

Die differenten Perspektiven machen sich auch in der Bandbreite der Auffassungen darüber, wer von sozialer Ungleichheit betroffen ist, bemerkbar: ist es das Proletariat, sind es einzelne Gruppen, geht es um Diskriminierungserfahrungen, strukturelle Ausgrenzung oder um die Möglichkeit der Erreichung anerkannter Lebensziele? All diese Auffassungen bergen gewinnbringende Aspekte für die Analyse sozialer Ungleichheit und haben zu gleichen Teilen Berechtigung. Problematisch erscheint allerdings die Spaltung der Theoretiker*innen aufgrund der Beibehaltung der strikten Trennung relevant gesetzter Ebenen. Diese Sackgasse macht ersichtlich, dass es weiterführende, verbindende Ansätze wie die von Kreckel (2004), Bourdieu (1983; 1982) und weiteren Lebensstil- und Milieuforscher*innen benötigt. Zielführend erscheinen daher Ansätze, die Wechselwirkungen zwischen Strukturen und Handeln explizit zum Thema machen. Die Basis für eine Veränderung herrschender ungleicher Verhältnisse, bildet die Erfassung der Struktur des Phänomens, welches allerdings nicht aus einer einzelnen Strukturkategorie erklärbar ist. Welche Ungleichheitskategorien relevant sind und auf welchen Dimensionen diese wirken,

kann nicht von privilegierten Theoretikern festgelegt werden, sondern erfordert vielmehr intensive theoretische, empirische und politische Auseinandersetzungen, die einen eigenständigen Bestandteil der Analyse sozialer Ungleichheit bilden sollten.

Trotz umfangreicher Ergebnisse und einem facettenreichen Spektrum an theoretischen und empirischen Analysemodellen, kommt die herkömmliche soziologische Ungleichheitsforschung mit dieser Forderung an ihre Grenzen. Die Komplexität multidimensionaler Diskriminierung und Benachteiligung, sowie die eigene Rolle als Wissenschaftsproduzent*in werden meist ungenügend reflektiert, woraus sich erhebliche epistemologische Nachteile in der Erfassung sozialer Ungleichheit ergeben. Im Folgenden sollen Kritikpunkte eines herkömmlichen Wissenschaftsverständnisses und daraus resultierende Konsequenzen für die umfassende Analyse sozialer Ungleichheit erläutert werden.

3. Wissenschaftskritik -und verständnis

Das herkömmliche Wissenschaftsverständnis orientiert sich nach wie vor an dem Weber'schen Postulat der Werturteilsfreiheit und versteht Wissenschaft als einen mehr oder weniger macht- und herrschaftsfreien Raum. Traditionellerweise wird davon ausgegangen, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit für Wissenschaftler objektiv von außen erkennbar ist und daher neutrale, universelle Ergebnisse generiert werden können (vgl. Villa 2007). In einem nächsten Schritt möchte ich den Fokus daher auf die Problematiken des herkömmlichen Wissenschaftsverständnisses legen um zu zeigen, dass Perspektiven marginalisierter Gruppen in der traditionellen wissenschaftlichen Auseinandersetzung kontinuierlich nicht beachtet werden und das Wissen über gesellschaftliche Wirklichkeit und soziale Ungleichheit damit verzerrt ist (vgl. u.a. Gerhard 2013, Cyba 2000, 2010, Hark 2007, Becker-Schmidt/Knapp 2000).

Kritik wird an der (meist) männerdominierten Vorstellungen von Wissenschaft und Erkenntnisgewinnung geübt, die sich als unabhängig von Geschlechtlichkeit, Geschichtlichkeit, Macht- und Herrschaftsverhältnissen, sprich Situiertheit und Standortgebundenheit versteht (vgl. Mendel 2015: 42). Kritik kann daher nicht lediglich an exkludierenden Theorien sozialer Ungleichheit geübt werden, tatsächlich ist das herkömmliche Verständnis von Wissenschaft an sich bereits lückenhaft. Intersektionale Ungleichheitsanalyse benötigt daher nicht nur ein erweitertes Verständnis sozialer Ungleichheit sondern steht, wie auch schon die klassische feministische Theorie, vor der Herausforderung Wissenschaft an sich neu zu denken und alte Fehler zu vermeiden. Es soll daher folgenden Fragen nachgegangen werden: (a) welche epistemologischen Voraussetzungen benötigt es, soziale Ungleichheit umfassender als zuvor erfassen zu können? (b) Was sind erkenntnistheoretische, politische und ideologische Ziele der

Ungleichheitsforschung? (c) Welche Perspektiven werden eingenommen und wer definiert den Gegenstandsbereich?

Es gibt verschiedene Varianten, vergessene Ungleichheiten zu analysieren. Feministische und besonders daraus weiterentwickelte intersektionale Auseinandersetzungen erscheinen vielversprechend, da ihr erklärtes Ziel ist, keine Exklusionen zu (re-)produzieren und *alle* Perspektiven zu vereinen. Um feministische und intersektionale Antworten auf die gestellten Fragen zu finden, möchte ich zuerst die folgenschweren Konsequenzen eines exkludierenden herkömmlichen Wissenschaftsverständnisses erläutern und konkretisieren um mich dann kritischen Ansätzen zu widmen, die dazu beigetragen haben, weitere Herrschaftsverhältnisse innerhalb der Wissenschaft offen zu legen. Diese Auflistung wissenschaftsimmanenter Herrschaftsverhältnisse dient außerdem dazu zu konkretisieren, welche Perspektiven Intersektionalität in sich zu integrieren versucht (3.1.). Im zweiten Teil sollen feministische Epistemologien und Standpunkttheorien als alternative Konzepte zum herkömmlichen Wissenschaftsverständnis und Verständnis sozialer Ungleichheit dargestellt werden, da sie für das Entstehen der Intersektionalität von großer Bedeutung sind (3.2.). Der dritte Abschnitt fasst die relevanten Erkenntnisse und Antworten auf die gestellten Fragen zusammen (3.3.).

3.1. Herrschaftsverhältnisse und Exklusion

Aus soziologischer Perspektive ist die gesellschaftliche Wirklichkeit ein Konstruktionsprozess, an dem verschiedene Gruppen mit unterschiedlichem Wissen und Interessenslagen Anteil haben und 'Normalität' u.a. das Produkt von (machtvollen) Aushandlungsprozessen ist (vgl. Berger/Luckmann 2010 [1966]). Innerhalb dieser Aushandlungsprozesse nehmen Diskurse eine fundamentale Stellung ein. Michel Foucault (2002) betont, dass dominante Diskurse immer auch machtvolle Aushandlungsprozesse sind, Machtausübung im Umkehrschluss nie "ohne die Gewinnung, Aneignung, Verteilung oder Zurückhaltung von Wissen" (ebd.: 486) möglich wäre. Marginalisierung und Exklusion im weitesten Sinne haben daher die Konsequenz, dass das Wissen über die gesellschaftliche Wirklichkeit aufgrund fehlender Perspektiven benachteiligter Gruppen einseitig dominiert ist. Ute Gerhard (2013) formuliert die Konsequenzen systematischer Exklusion bestimmter Gruppen für die Soziologie, als einer Wissenschaft von der Gesellschaft, folgendermaßen: Sie geht davon aus, dass die Exklusion von Frauen⁵ aus dem Diskurs und der gesellschaftlichen Wirklichkeit dazu führte, dass die Soziologie zentrale Problemstellungen nie adäquat erfassen konnte. Aus dieser systematischen Nichtbeteiligung und Nichtberücksichtigung

⁵ Ich möchte ich darauf hinweisen, dass es viele Gruppen gibt, die aus dem Diskurs ausgeschlossen sind. Dabei können auch bestimmte Gruppen von Frauen, z.B. weiße, bürgerliche Frauen sehr wohl Teil eines wissenschaftlichen Diskurses sein, schwarze, homosexuelle Männer hingegen nicht.

bestimmter Gruppen müssten zwangsläufig unvollständige bzw. verzerrte Ergebnisse die Folge sein, was zu einer erheblichen Schädigung des erkenntnisgenerierenden Potentials wissenschaftlicher Disziplinen führe (ebd.: 73).

Auch Iris Mendel (2015) befasst sich mit umkämpftem Wissen und macht deutlich, dass es einer ausgiebigen Wissenschaftskritik bedarf, um konventionelle Fehler zu vermeiden und an einer kritischen Sozialwissenschaft arbeiten zu können. Sie ortet verschiedenste Herrschaftsverhältnisse innerhalb der Wissenschaft und fasst diese unter dem 'Konzept der Ignoranz' zusammen (ebd.: 42). Mendel ist zwar als postkoloniale Theoretikerin zu verorten, das Konzept der Ignoranz kann aber durchaus für eine intersektionale Wissenschaftskritik fruchtbar gemacht werden. Ähnlich wie Cyba (2000: 14f.) und Gerhard (2013: 73f.) fasst sie zwei Ebenen zusammen, auf denen Ignoranz wirkt. Ignoranz kann dabei sowohl auf einer allgemeineren unbeabsichtigten Ebene zustande kommen, die sich aus der eigenen (nicht reflektierten) Standortgebundenheit ergibt (vgl. Kap. 3.2.). Die zweite Ebene kann als systematisch-intendierte Ebene zusammengefasst werden. Gerade im zweiten Fall ist Ignoranz als ein soziales und politisches Phänomen gesellschaftskritisch zu verstehen und muss in Bezug zu Herrschaftsverhältnissen gesetzt werden (ebd.: 43). Die im Konzept enthaltene Kritik richtet sich außerdem an ein zu eindimensionales Verständnis von Herrschaftsverhältnissen innerhalb der Wissenschaft. Das Konzept der Ignoranz bezieht sich daher nicht auf einzeln relevant gesetzte Herrschaftsverhältnisse spezifischer Theorieperspektiven, sondern zeichnet sich vielmehr durch die erweiterte Bezugnahme auf vielfältig wirkende Herrschaftsverhältnisse aus (ebd.: 43f.). In diesem Abschnitt wird der Frage nachgegangen, welche Herrschaftsverhältnisse in der Wissenschaft wirken und (teilweise unbeabsichtigt) epistemologische und analytische Nachteile in der Erfassung sozialer Ungleichheit erzeugen. Dafür werden verschiedene kritische Theorieproduktionen skizziert, die auf vielfältige Formen und Prozesse der Marginalisierung, Exklusion und Auslassung aufmerksam machen. Das Spektrum reicht dabei von der frühen feministischen Wissenschaftskritik und Rassismusforschung, über (feministische) postkoloniale Theorien und *Critical Whiteness Studies*, bis hin zu dekonstruktivistisch-poststrukturalistischen Theorieströmungen.

Der Beginn der (sichtbaren) feministischen Auseinandersetzung mit Herrschaftsverhältnissen in der Wissenschaft stand in Europa im Zusammenhang mit sozialen Bewegungen wie der französischen Revolution und der ersten und zweiten Frauenbewegung, die sich rund um die Themen Ausgrenzung, Einschränkung und Entnennungen von Frauen reihten (vgl. Becker-Schmidt 2010, Villa 2007). Die jahrhundertelangen Kämpfe zur Demaskierung patriarchaler Verhältnisse und Erlangung von Selbstbestimmtheit im weiblichen Denken und Handeln, sowie die benötigten Anstrengungen um männlich vorgeformtes Wissen über die Bedeutung des

‘Frau-Seins’ abzustreifen und eigens produziertes Wissen und Erfahrungen zu erlangen und öffentlich zu machen, können hier leider nur angedeutet werden⁶. Ein Blick auf ‘vergessene’ Perspektiven von Frauen in klassischen soziologischen Theorien zeigt, wie selten diese zu Beginn der Soziologie Erwähnung in diesen fanden (vgl. Kap. 2). Eva Cyba (2000) ortet in diesem Zusammenhang eine sozial konstruierte Sonderstellung von Frauen: Geschlechtsspezifische Benachteiligungen schienen so natürlich und selbstverständlich, dass sie selten oder gar nicht als problematisch wahrgenommen und in der traditionellen Ungleichheitsanalyse kaum beachtet wurden (ebd.: 14). Erste Herrschaftsverhältnisse innerhalb der Wissenschaft wurden als Androzentrismus und Sexismus (vgl. Harding 1986, Klinger 1990, Beer 1990, Hark 2007) bekannt und bilden grundlegende Konzepte der frühen feministischen Theorie.

“In androzentristischen Denkverhältnissen wird ‘Männlichkeit’ als unmarkierte Norm gesetzt und die ‘die Frau’ erscheint als geschlechtsspezifische Abweichung von der universellen Norm ‘Mann’”
(Mendel 2015: 42).

Es wurde implizit davon ausgegangen, privilegierte Männlichkeit wäre der Maßstab der Normalität, (konstruierte) Weiblichkeit hingegen nachrangig und minderwertig (vgl. Becker-Schmidt 2010: 19f.). Patriarchale Verhältnisse und gravierende Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern wurden als natürlich und unabänderlich dargestellt, scheinbar relevante Differenzen biologisiert und damit die ‘Natürlichkeit’ sozialer Ungleichheit legitimiert (vgl. Villa 2003). Der Widerstand der Akteur*innen richtete sich daher gegen normative Unterstellungen einer biologisierten Andersartigkeit von Frauen und daraus resultierende geschlechtsspezifische Ungleichheiten. Damit einher geht die explizite wissenschaftliche Thematisierung von Geschlecht. Fanden Frauen doch Erwähnung, wurden sexistische Annahmen über biologische, funktionale oder sonstige ‘Andersartigkeiten’ von Frauen gegenüber Männern verbreitet, um jegliche Ungleichstellungen im Vorhinein als naturgemäß und präsozial zu legitimieren (vgl. Cyba 2000: 14f.). Durch Zuschreibungen aufgrund äußerlicher bzw. körperlicher Differenzierungsmerkmale erhöht sich die Gefahr der Biologisierung sozialer Benachteiligung. Um die soziale Benachteiligung verschiedenster Gruppen zu legitimieren, wurden Vorstellungen über naturgegebene Neigungen und die biologische Ausstattung dieser Gruppen herangezogen um die ‘Natürlichkeit’ der Situation zu betonen (vgl. Cyba 2000, Kerner 2012, Klinger 2003, Becker-Schmidt 2013).

Auf ähnliche Mechanismen und Strategien zur Biologisierung und Herabwürdigung von Schwarzen Menschen macht auch die frühe Rassismusforschung aufmerksam. Rassismusforschung lässt sich grob in zwei Theorieschulen unterteilen (vgl. Rätzhel 2010: 283), wobei es mittlerweile eine große Bandbreite an verschiedensten Konzepten und Theorieperspektiven gibt (vgl. Smiet

⁶ Übersichtliche Einführungen zu historischen Bedingungen und gesellschaftlichen Bedingungen: Becker-Schmidt (2010), Villa (2007).

2015, Balibar 1991, Medovoi 2012). Die erste Theorieströmung bezieht sich geographisch auf den deutschsprachigen Raum und befasst sich mit faschistischen, sozialdarwinistischen und rassenhygienischen bzw. eugenischen Denkfiguren (vgl. Dietrich 2007: 157). Rassismus wird hier als die Vorstellung einer biologisch determinierten 'Rassen'-Hierarchie, mit einer überlegenen 'arischen Rasse' verstanden. Dieses Rassismus-Verständnis weist große Ähnlichkeit zu Antisemitismus auf und wurde zeitweise sogar synonym verwendet (vgl. Rätzhel 2010: 283). Die zweite Theorieschule entwickelte sich verstärkt im anglophonen Raum und versteht Rassismus als im Zusammenhang mit Versklavung und Kolonialismus stehend. Menschen in kolonialisierten Ländern wurden als 'minderwertige Rasse' dargestellt um extreme Ausbeutungs- und Gewaltverhältnisse zu legitimieren (vgl. Rätzhel 2010: 284). Für beide geographischen Räume gilt: um soziale Ungleichheiten zwischen weißen und Schwarzen Menschen zu legitimieren, wurden biologistische 'Erklärungen' für die Minderwertigkeit Schwarzer Menschen herangezogen. Wissenschaftliche Forschung sollten helfen, diese 'Tatsachen' zu untermauern⁷ (vgl. Kerner 2009a: 40). In diesem Zusammenhang wird deutlich, wie Wissenschaft soziale Ungleichheit nicht 'nur' unbewusst mitträgt, sondern auch intendiert verstärkt. Regina Becker-Schmidt (2013) verdeutlicht, dass gesellschaftliche Stigmatisierung aufgrund biologistischer Diskreditierung bis heute keine Seltenheit darstellt. Sie verweist auf Alden D. Morris' Analysen (2007) um auf den Aspekt der symbolischen Ordnung innerhalb des *Mainstreamdiskurses* aufmerksam zu machen: "black people were subhuman, existing outside the human fold" (Morris 2007: 504, zit. nach Becker-Schmidt 2013: 122).

Postkoloniale Theorien bildeten sich im um die 1990er Jahre in erster Linie im US-amerikanischen Raum und in Großbritannien heraus. Anette Dietrich (2007) macht deutlich, dass das Interesse postkolonialer Theorien der sozialen, kulturellen und ökonomischen Lage kolonialisierender und kolonialisierter Länder gilt (ebd.: 26). Nicht nur der *status quo*, historische Entwicklungen und Abhängigkeiten zwischen Nationalstaaten bilden vielmehr den Analysegegenstand. Der Fokus liegt demnach auf globaler Ungleichheit, weshalb postkoloniale Analysen über den einzelnen Nationalstaaten hinausgehen. Postkoloniale Theorien stellen in Abgrenzung zu traditionellen Kolonialtheorien und oft marxistisch geprägten Sozial- und Politikwissenschaften besonders diskursive und kulturelle Komponenten in den Vordergrund (ebd.: 27). Hier liegt zugleich ein oft angeführter Kritikpunkt aus Sicht marxistischer Theoretiker*innen, laut denen der Blick auf soziale und materielle Auswirkungen kolonialer Herrschaft nicht aufgegeben werden sollte (ebd.: 29). Ein entscheidender Aspekt in der Herausbildung postkolonialer Theorien ist die kritische Auseinandersetzung mit Rassismus, Eurozentrismus und Ethnozentrismus (vgl. Spivak 1985, Mohanty 1991, Hall 1996). Theoretische

⁷ Kerner (2009a: 40) verweist auf Untersuchungen von Stepan (1990) und Sommerville (2000: 25ff.).

Auseinandersetzungen von postkolonialen Autorinnen wie Gayatri Chakravorty Spivak (1985) und Chandra Talpade Mohanty (1991) veranschaulichen die oft ignorierte Tatsache, dass die dominante Wissensproduktion fast ausschließlich westlichen von Werten und Normen geprägt ist. Diese werden als normativer Maßstab für 'Normalität' und 'Richtigkeit' herangezogen. Conrad und Randeria (2002a) geben zu bedenken, dass das einzig zufriedenstellende und gleichzeitig denkbare Zukunftsszenario der herrschenden eurozentristischen Sichtweise westlicher Länder die Vorstellung einer 'Verwestlichung' der Welt darstellt (vgl. Conrad/Randeria 2002a: 12 zit. nach Dietrich 2007: 26). Dieser westliche Maßstab wird häufig für 'kulturelle' Vergleiche herangezogen (vgl. Mendel 2015: 77f.). Das zeigt sich z.B. darin, dass westlicher Feminismus vorzugeben versucht, was ein 'feministisches Bewusstsein' *per se* bedeuten würde und daraus resultierend Auslegungen von Feminismus aus nicht-westlichen Ländern ein 'falsches' Verständnis davon unterstellt (vgl. Walgenbach 2012: 35). Eurozentrismus ist zudem stark mit einer ethnozentristischen Sichtweise verknüpft. Diese Sichtweise kann zusammengefasst werden, als

"Tendenz zur Höherschätzung des Heimatlich-Vertrauten, des Bodenständigen und Immer-so-gewesenen, verbunden mit entsprechendem Misstrauen gegen alles Fremde, Andersartige, aus der gewohnten Ordnung Fallende" (Bischof 1992: 40).

Das Ungleichheitsverhältnis 'Ethnizität' dient meist zur Verdeutlichung scheinbar unüberwindbarer Gegensätze verschiedener Gruppen und verstärkt das 'Wir-Gefühl', sprich das Homogenitätsgefühl der eigenen Gruppe. Dieser Mechanismus verstärkt eine Abgrenzung gegenüber 'anderen' Gruppen. Ein relevantes Konzept in diesem Zusammenhang ist das 'Othering', welches auf Spivak (1985) zurückgeht. Um die scheinbare Homogenität der eigenen Gruppe zu unterstreichen, werden Differenzen zu 'anderen', 'fremden' Gruppen werden besonders hervorgehoben. Dieses Phänomen kann auf verschiedenste Herrschaftsverhältnisse umgelegt werden. Spivak betont den umfassenden Wirkungsraum des Phänomens, der sich ständig in ausgrenzenden Machtdiskursen (re-)produziert (vgl. Spivak 1985).

Im Anschluss daran entwickelten sich *feministische postkoloniale Theorien*, die neben der oft fehlenden Beachtung von Rassismus und Kolonialismus auch die androzentristische Auslegung postkolonialer Theorien kritisierten (vgl. Dietrich 2007: 35f.). Spivak (1993) und Mohanty (1991) beginnen hier bereits früh mit der Auseinandersetzungen mit den Wechselwirkungen von Geschlecht und *Race* und leisten damit wichtige Arbeit für die spätere Auseinandersetzung mit Intersektionalität. In diesem Zusammenhang entwickelten sich auch erste kritische Auseinandersetzungen darüber, welche Rolle die religiöse Gesinnung der Mehrheitsgesellschaft in der Erkenntnisgewinnung spielt, weshalb Antisemitismus (Baader 1983, Haug 1991, Thürmer-Rohr 1983) und antimuslimischer Rassismus bzw. Islamophobie (vgl. Smiet 2015, Weber 2015) ebenfalls eine wichtige Rolle spielen.

Critical Whiteness Studies entwickelten sich weiterführend zu klassischen Rassismustheorien und stellten nicht mehr die Abnorm des 'Schwarz-Seins', sondern vielmehr die Norm des 'Weiß-Seins' in den Vordergrund ihrer Analyse. Die Konstruktion des unmarkierten 'Weiß-Seins', im Sinne von 'ethnisch - sind die Anderen' (Lutz 2001: 221) und daraus resultierende Privilegien bilden hier den zentralen Gegenstand und verweisen einmal mehr darauf, dass Normierungsverhältnisse ebenfalls Teil der wissenschaftlichen Auseinandersetzung sein sollten.

Eine weitere (feministische) Theorieströmung bildete der *Poststrukturalismus*. Dieser ortet Sprache als den zentralen Ort und Modus der Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit und forciert zudem die symbolisch-diskursive Ordnung dieser (vgl. Villa 2004: 141f.). Poststrukturalistische Theorien nehmen meist eine *dekonstruktivistische Perspektive* ein, die sich durch ihr Interesse an der Dekonstruktion gesellschaftlicher Differenzsetzungen und sozialer Kategorien auszeichnet. Dekonstruktivistisch-poststrukturalistische Theorieansätze sind dezidiert identitätskritisch und verweisen auf die Fülle an subjektiven Positionierungen (vgl. Villa 2004). Die (Re-)Produktion der ungleichen sozialen Verhältnisse wird meist in der ständigen Wiederholung performativer und diskursiver Praktiken vermutet. Theoretikerinnen wie Judith Butler (1991) und Audre Lorde (1993) machten darauf aufmerksam, dass dominante Diskurse und Wissenschaft selbst einem starken heteronormativen Bias unterliegen und nicht 'sexualitätslos' sind. Butler kritisiert außerdem die nicht wahrgenommene Relevanz von Sexualität für die Herstellung von Geschlecht und macht deutlich, dass feministische Theorie selbst exkludierend ist (vgl. Butler 1991). Eine Weiterentwicklung dieser diskurstheoretischen Strömungen sind die *Queer Studies*. Diesen wird oft fälschlicherweise Sexualitätszentriertheit unterstellt, tatsächlich werden hier aber exkludierte und marginalisierte Diskursinhalte sichtbar gemacht und ins Zentrum der Analyse gestellt (vgl. Degele 2008). Dekonstruktivistische Diskurstheorien bzw. *Queer Studies* sind darum bemüht, Zweigeschlechtlichkeit und heterosexuelles Begehren als 'Normalzustand' zu dekonstruieren und verweisen auf das Herrschaftsverhältnis der Heteronormativität innerhalb (feministischer) Wissenschaften. Ein selten beachtetes Herrschaftsverhältnis wird innerhalb der *Disability Studies* benannt. Diese dekonstruieren 'Behinderung' selbst und interessieren sich für die Mechanismen, in denen als körperlich behindert kategorisierte Personen als 'behindert' eingestuft werden (vgl. Walgenbach 2012, Raab 2007). Wenn poststrukturalistische Theorien auch meistens als abgehoben und realitätsfern kritisiert werden (vgl. Becker-Schmidt 2010: 106f.), so hat ihr dekonstruktivistischer Charakter dennoch viel Potenzial für eine umfassendere Erfassung sozialer Ungleichheit. Der Verweis auf die gesellschaftliche Konstruktion von Ungleichheits- und Differenzkategorien aufgrund von Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnissen, bricht mit der Vorstellung einer Natürlichkeit von Ungleichheitskategorien, sozialer Verhältnisse und sozialer Ungleichheit.

Vorläufig kann festgehalten werden, dass Wissenschaft alles andere als neutral und herrschaftsfrei ist und das 'Andere' sowohl unbewusst als auch intendiert systematisch ausgrenzt bzw. erst produziert und Exklusionen generiert. Genannte Theorieperspektiven verweisen eine vielfältige kritische Auseinandersetzung mit Herrschaftsverhältnissen wie Androzentrismus, Sexismus, Rassismus, Eurozentrismus, Ethnozentrismus, Heteronormativität, Antisemitismus und Islamophobie. Immer wieder wird die fundamentale Rolle von Wissen im Verhältnis zu Diskursen sichtbar. Diskurse sind keine objektiven, machtfreien Räume. Der dominante Diskurs ist das, wofür es sich zu kämpfen lohnt, denn er ist nicht nur in Sprache gebrachte Macht und Herrschaft "er ist dasjenige, worum und womit man kämpft, er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht" (Foucault 2000: 11). Umso verständlicher wird der Wunsch nach der 'Gehör-Verschaffung', Sichtbarmachung und Inklusion marginalisierter Erfahrungsräume und Lebensbedingungen.

Intersektionalität macht sich zur Aufgabe verschiedenste Perspektiven zu integrieren, keine Ausschlüsse mehr zu produzieren und verschiedene Theorieperspektiven zu vereinen (vgl. Lutz/Herrera/Spivak 2007: 13). Ich halte Intersektionalität für ein spannendes Konzept, weil es im Gegensatz zu genannten Theorieperspektiven keine eindeutige Eingrenzung gibt, welche Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnisse den konkreten Gegenstandsbereich bilden. Grundsätzlich werden (zumindest im deutschsprachigen Raum) verschiedenste Perspektiven und Erweiterungen verhandelt, die sich in u.a. aus den wichtigsten Aspekten der dargestellten Theorieprojekten speisen. Von welchen politisch-aktivistischen Bewegungen Intersektionalität geprägt ist, wird der Abschnitt 'Entstehungshintergründen und Gründungsnarrative' erläutern (vgl. Kap. 5). Was von all diesen zentralen Aspekte in der intersektionalen Konzeptionalisierung sozialer Ungleichheit tatsächlich eingelöst werden kann, wird später Gegenstand der Betrachtung sein (Kap. 6). In einem nächsten Schritt soll deutlich gemacht werden, welche Machtverhältnisse in der Wissenschaft wirken und die Notwendigkeit der Reflexion der eigenen privilegierten Position als Wissen(schaft)sproduzent*in für ein alternatives Wissenschaftsverständnis hervorgehoben werden.

3.2. Feministische Epistemologie und Standpunkttheorie

Im letzten Abschnitt wurde festgestellt, dass marginalisierte Gruppen in einer Vielzahl von Theorien sozialer Ungleichheit ausgeschlossen sind und verschiedenste kritische Ansätze sich darum bemühen, partikuläre Ungleichheitslagen in die Theorieproduktion zu integrieren. Welche Konsequenzen ergeben sich aus den genannten Kritikpunkten für ein (feministisches) Wissenschaftsverständnis? Als ein gemeinsamer Nenner feministischer Theorie und Auseinandersetzung kann die Herausbildung einer feministischen Epistemologie verstanden

werden, auch wenn die damit verbundenden Aufgaben unter den Theoretiker*innen nicht vollständig geklärt werden konnten. Feministische Epistemologien verweisen im Gegensatz zu klassischen Epistemologien nachdrücklich auf ihre politische Intention und ihre gesellschaftskritische Auslegung und plädieren dafür, Macht- und Herrschaftsverhältnisse innerhalb der Gesellschaft und der Wissenschaft zu erkennen und zu transformieren (vgl. Mendel 2015: 84). Feministische Theoretiker*innen, allen voran Sandra Harding (1990; 1994) und Donna Haraway (1995), verweisen auf die 'Situiertheit des Wissen' und machen damit auf die historische, soziale, kulturelle, ökonomische Standortgebundenheit von Wissens- und Wissenschaftsproduzent*innen aufmerksam. Im Unterschied zu anderen klassischen Ansätzen der Wissenssoziologie, soll nicht lediglich die Standortgebundenheit des Wissens betont werden, sondern auch die benötigte kritische Reflexion des eigenen Standortes (vgl. Mendel 2015: 85). Das Konzept betont auch die permanente Existenz von Machtverhältnissen innerhalb der Wissenschaft: Wer hat die Möglichkeit Wissenschaftler*in zu werden? Was wird als Erkenntnisinteresse definiert, welche Methoden stehen zur Verfügung? Wie wird etwas zu wissenschaftlichem Wissen und Gegenstand des öffentlichen Diskurses? Feministische Epistemologie grenzt sich demnach deutlich von einem traditionellen Wissenschaftverständnis ab, welches das Postulat der Werturteilsfreiheit vertritt und an eine universale, objektive Wahrheitssuche jenseits von Situiertheit, Geschichtlichkeit, Macht- und Herrschaftsverhältnissen glaubt (vgl. Singer 2010: 292ff.). Auch Sabine Hark (2007) verweist auf die Herausforderung kritischer Sozialwissenschaften, neue Stereotypisierungen zu vermeiden (ebd.: 242). Für die (kritische) wissenschaftliche Forschung ist daher Reflexivität unumgänglich, um selbst (re-)produzierte Ausgrenzungen und Exklusionen zu erkennen.

Ein zentrales Konzept bildet die feministische Standpunkttheorie (vgl. Hartsock 2004, Collins 1990, Harding 1994). Diese verinnerlicht das Konzept des situierten Wissens und zeichnet sich dadurch aus, Perspektiven 'von unten' einzunehmen, um erweiterte Erkenntnisse über gesellschaftliche Verhältnisse und Möglichkeiten der Veränderung generieren zu können, die aus privilegierten Positionen kaum sichtbar sind. Die Standpunkttheorie löste sich zugunsten der Intersektionalität mehr oder weniger auf und ist daher eine zentrale theoretische Vorläuferin. In der Literatur lässt sich eine kontroverse Diskussion über verschiedenste Ansätze der Standpunkttheorie finden. Im Folgenden werden die relevantesten Aspekte der Standpunkttheorie in Hinblick auf die Entstehung intersektionaler Theorien sozialer Ungleichheit zusammengetragen.

Eine zentrale Annahme der Standpunkttheorie nach Nancy Hartsock (2004) ist, dass es eine objektive Sicht auf die Verhältnisse gibt. Diese könne allerdings nur zum Vorschein kommen, wenn Wissenschaft und Politik besonders dominierte Gruppen zu Wort kommen ließen, um

bestehende Machtverhältnisse in ihrer Gesamtheit besser erfassen und Veränderungen bewirken zu können. Hartsock versteht die Unsichtbarkeit marginalisierter Gruppen als einen zentralen Aspekt, den es zu ändern gilt. Sie geht davon aus, dass Frauen aufgrund ihrer spezifischen Erfahrung in Produktion- wie auch Reproduktionsarbeit, generell einen deutlich weiteren Blick auf die Gesamtheit der Verhältnisse haben, als die dominierende Gruppe der Männer (vgl. Hartsock 2004). Ute Gerhard (2013) gilt zwar nicht als klassische Vertreterin der Standpunkttheorie, schließt sich diesem Aspekt aber an. Auch sie geht davon aus, dass weniger privilegierte Positionen spezifischere Einblicke in gesellschaftliche Strukturen ermöglichen. Von Marginalisierung betroffene Menschen, würden aufgrund dieser umfangreicheren Perspektive, einen besseren Einblick in die verschiedenen Formen und Differenzierungen sozialer Ungleichheit bieten. Ein angestrebtes Ziel wäre daher, Machtverhältnisse zu entlarven und neues Wissen zu produzieren (ebd.: 75). Deutlich wird aber, dass sowohl Hartsock (2004) als auch Gerhard (2013) von Frauen als einer homogenen Gruppe mit gleichen Lebensbedingungen und Handlungsressourcen ausgehen, worin die Kritikwürdigkeit ihrer Ansätze liegt.

Patricia Hill Collins (1990; 1991) vollzieht in ihren Schriften einen Wechsel von dem Konzept der objektiven Wahrheit hin zu partiellen Wahrheiten. Sie entwickelte das Konzept des *black feminist standpoint* und weist darauf hin, dass sie Frauen nicht als eine homogene Gruppe versteht. Ihr Interesse liegt in der Selbstermächtigung afro-amerikanischer Frauen und nicht darin, deren Standpunkte in die akademische Debatte einzubinden (vgl. Singer 2010: 297). Sie plädiert im Sinne einer dialogischen Standpunkttheorie dafür, einen herrschaftskritischen Dialog unter marginalisierten Gruppen zu führen, von denen keine eine detailliertere Sicht als andere geltend machen könne. Dennoch sind nach Collins die Standpunkte der *outsider-within* relevanter als andere, da sie umfassender seien. Bei Personen mit einem *outsider-within* Status handelt es sich um Personen, die eine Außenseiter*innen-Position einnehmen und gleichzeitig 'mittendrin' sind. Collins verweist hier auf schwarze Wissenschaftler*innen, deren Perspektive im Gegensatz zu *insidern* epistemologische Vorteile hätte (vgl. Collins 1990, Singer 2010: 297ff., Mendel 2015: 85).

Besonders ertragreich ist Sandra Hardings (1994) Auslegung der Standpunkttheorie, da ihr Ansatz die Vorteile mehrerer Auslegungen verbindet. Sie plädiert dafür, Perspektiven marginalisierter Gruppen in den Vordergrund zu rücken, um das Leben aller Frauen erfassen zu können. Die klassisch feministische Standpunkttheorie, in der der Standpunkt von Frauen ausschlaggebend war, wurde von der Standpunkttheorie marginalisierter Gruppen abgelöst. Das Erkenntnisinteresse änderte sich also von *starting from women's lives* zu *starting from marginal lives* (vgl. Singer 2010: 298). Darin liegen die tatsächlichen Anfänge des Intersektionalitätskonzepts, denn die Verzahnung verschiedener Formen und Facetten von

Ungleichheit wurde hier ins Zentrum gestellt. Harding entwickelt das Konzept der *matrix of oppression*, wodurch sich folgende Konsequenzen für die Forschung ergeben würden:

“von der *Einbeziehung* des Lebens Anderer hin zum *Ausgehen von* deren Leben bei der Entwicklung von Forschungsfragen, theoretischen Konzepten, Forschungsdesigns, dem Sammeln von Daten und der Interpretation der gefundenen Ergebnisse” (Harding 1994: 284).

Der Gegenstandsbereich soll aus diesem Verständnis komplett von marginalisierten Gruppen definiert werden. Das Potenzial wird primär in den Subjekten geortet, weshalb Erfahrungshorizonte marginalisierter Gruppen als äußerst relevant und wegweisend für das Forschungsvorgehen eingestuft werden. Auch die Formulierung der jeweiligen Interessen kann nur durch oder mit diesen Gruppen erfolgen. Dennoch basiert das von ihr entwickelte Konzept der *marginal lives* nicht auf subjektiven Erfahrungshorizonten, sondern auf der objektiven Verortung dieser (vgl. Singer 2010: 298). Wie schon bei Hartsock (2004), bilden soziale Strukturen und gesellschaftliche Positionen auch bei Harding einen zentralen Analysegegenstand. Ihr Konzept der *strong objectivity* macht deutlich, dass auch sie von einer möglichen Objektivität der Wirklichkeit ausgeht. Diese könne aber erst in der Aushandlung und dem Zusammentragen verschiedenster Perspektiven und Interessen entstehen. Harding betont auch die notwendige Reflexion des eigenen Standortes. Die Forderung betrifft vor allem privilegierte Frauen, die sich darum bemühen sollten, die Erfahrungen von *outsider-within* zu verstehen und damit ihr Wissen zu erweitern. Das Ziel einer dialogischen Standpunkttheorie ist es, unberücksichtigte Wissens- und Erfahrungsinhalte sichtbar zu machen und verschiedenste marginalisierte Gruppen in einen Dialog kommen zu lassen (vgl. Singer 2010: 298).

3.3. Zwischenfazit: epistemologische Voraussetzungen, Ziele und Perspektiven

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass kritische Theoretiker*innen in den leitenden Prinzipien (Wert- und Machtfreiheit) des herrschenden Wissenschaftsverständnisses selbst das zentrale Problem der Wissenschaften orten. Sie entlarvten die Position privilegierter Männer und deren spezifische Perspektive als solche, die unsere “dominanten Vorstellungen von Objektivität, Neutralität und Universalität wissenschaftlichen Wissens” (Hark 2007: 241) prägen, ihre eigene Situietheit nicht reflektieren und damit (teilweise beabsichtigt) systematische Ausgrenzungen verschiedenster Gruppen (re-)produzieren. Mendel (2015) fasst daher zusammen:

“Kritisiert werden bestimmte Konzeptionen von wissenschaftlichem Wissen, die die soziale Situietheit von Wissen leugnen und alternative Formen von Wissen ignorieren, aber auch jene

gesellschaftlichen Bedingungen, die dazu führen, dass diese Leugnungen unbemerkt bleiben“
(Mendel 2015: 77).

Wie können die am Kapitelbeginn gestellten Fragen nun für eine reflektierte, kritische und emanzipative Ungleichheitstheorie beantwortet werden?

(a) Welche epistemologischen Voraussetzungen benötigt es, um soziale Ungleichheit umfassender als zuvor erfassen zu können? Dafür braucht es die weitreichende Erkenntnis, dass Wissenschaft kein macht- und herrschaftsfreier Raum ist. Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnisse innerhalb gesellschaftlicher Verhältnisse, sowie der Wissenschaft bzw. der Ungleichheitstheorie selbst müssen ins Zentrum gerückt werden. Das Konzept der Ignoranz (vgl. Mendel 2015) verdeutlicht die notwendige Berücksichtigung nicht-intendierter, wie auch systematischer Exklusionen durch die Wissenschaft selbst. Die aktive Beschäftigung mit wissenschaftsimmanenten Herrschaftsverhältnissen und teilweise selbstproduzierten Bias sollte ständige Begleiterin der wissenschaftlichen Tätigkeit sein. Deutlich wurde auch, dass die angestrebte wissenschaftliche Objektivität und Neutralität nicht möglich ist. Die eigene Standortgebundenheit im gesellschaftlichen Gefüge bestimmt das generierte (Erfahrungs-)wissen und erschwert es, andere Perspektiven und Interessen wahrzunehmen. Es muss daher im Sinne der Standpunkttheorie der eigene (privilegierte) Standort sowie die Rolle als Wissen(schaft)sproduzent*in reflektiert werden. Es ist unerlässlich, Exklusionsprozesse der Wissenschaft zu thematisieren und wichtiger zu problematisieren, um dadurch ungesehene Perspektiven erkennen und an einer umfassenderen Forschung sozialer Ungleichheit arbeiten zu können.

(b) Welche Ziele sind damit verbunden?

Als übergeordnetes Ziel feministischer und kritischer Ungleichheitstheorien kann die Veränderung ungleicher Verhältnisse in Richtung sozialer Gerechtigkeit zusammengefasst werden. Es gestaltet sich schwierig, gegen Herrschaftsverhältnisse anzukämpfen, da sie einerseits als natürlich gegeben und unveränderbar erscheinen und es andererseits der Möglichkeit einer umfassenden Repräsentation und öffentlicher Interessensformulierung bedarf. Folglich muss ein Ziel kritischer Forschung das Sichtbarmachen dieser Benachteiligungen und Interessen sein, um diskursive Macht zu erreichen. Nur dadurch kann Tabuisierungen entgegengewirkt und erst eine öffentliche Wahrnehmung geschaffen werden (vgl. Müller 2004: 295). Öffentliche Interessensformulierung hieße daher im Idealfall Mitgestaltung öffentlicher Diskurse, adäquate Interessensvertretung und die Aussicht auf uneingeschränkte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Dies zu erreichen ist für viele Gruppen besonders schwierig, denn “zugleich unterliegt jede

Sichtbarmachung, Einbeziehung und Berücksichtigung minorisierter Perspektiven einem Repräsentationsdilemma“ (vgl. Lutz, Herrera Vivar, Supik 2013: 13). Als Repräsentationsdilemma wird die Schwierigkeit verstanden, aus einer marginalisierten Position heraus eine öffentliche Interessensvertretung möglich zu machen. Daran zu arbeiten ist eine der zentralen Aufgabe kritischer sozialwissenschaftlicher Ungleichheitstheorie (vgl. Hartsock 2004, Wright 2013, Gerhard 2013

(c) Welche Perspektive wird eingenommen und wer definiert den Gegenstandsbereich?

Im Gegensatz zu den meisten Ansätzen traditioneller Ungleichheitsanalyse wird nicht die eigene Perspektive ‘von oben’ oder gar ‘von außen’ eingenommen. Eine Veränderung sozialer Verhältnisse benötigt sowohl weitreichendes als auch spezifisches Wissen. In diesem Zusammenhang kann an die zentralsten Aspekte der Standpunkt erinnert werden: Marginalisierte Standpunkte sind besonders schwer zu erfassen, da sie meist unintendiert oder systematisch verharmlost, ignoriert oder verzerrt werden (vgl. Mendel 2015, Gerhard 2013, Cyba 2000). Die Berücksichtigung der Perspektiven und Interessen marginalisierter Gruppen ist allerdings unerlässlich, da davon ausgegangen wird, dass dieses Wissen aufgrund der spezifischen gesellschaftlichen Positionierung besonders umfassend ist. Wissen über strukturelle und institutionelle Ungleichheitsverhältnisse auf Basis von Diskursen, Institutionen, sozialen Praktiken und gesellschaftlichen Verhältnissen kann mithilfe komplexer wissenschaftlicher Modelle erfolgen. Sinnvoll erscheint ein Balanceakt zwischen subjektorientierter, diskurstheoretischer und strukturanalytischer Auseinandersetzung.

4. Feministische Perspektiven auf soziale Ungleichheit

Bereichernde Erkenntnisse über epistemologische Vorteile und Standortgebundenheit machten evident, dass feministische Theoriebildung sich durch erhöhte Kritikfähigkeit und analytische Genauigkeit auszeichnet (vgl. Kap. 3.2.). Nachdem ein kritisches feministisches Wissenschaftsverständnis skizziert werden konnte, sollen in diesem Abschnitt feministische Perspektiven auf und Theorien über soziale Ungleichheit Gegenstand der Betrachtung sein. Entwicklungen feministischer Konzepte stehen meist in Zusammenhang mit den jeweiligen zentralen *Mainstreamparadigmen* und deren lückenhafter Erfassung sozialer Ungleichheit. Kritisiert wird dabei vor allem die Eindimensionalität der Betrachtung, weshalb feministische Theorien die Erweiterung der Analysen um die Kategorie ‘Geschlecht’ forcieren. Da intersektionale Ansätze keine Alternative, sondern vielmehr eine Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung darstellen, werden maßgebliche Entwicklungsverläufe und wesentliche

Debatten exemplarisch dargelegt. Zu diesem Zweck wird das Kapitel in folgende Abschnitte geteilt: Zuerst werden Theorien zu Patriarchat und Kapitalismus angeschnitten, die sich zu weitläufigeren Vergesellschaftungskonzeptionen entwickeln konnten (4.1.). Im Laufe der Zeit, wurden zentrale Aspekte zur Dekonstruktion der Kategorie 'Geschlecht' vorangetrieben (4.2). Eva Cybas Ansatz zur Konstellation der Frauenbenachteiligung (2000) bildet den Abschluss und wird als Beispiel für einen Ebenen übergreifenden Ansatz angeführt (4.3.). Im Zwischenfazit werden Potenzial, sowie Kritikpunkte an feministischen Perspektiven auf soziale Ungleichheit zusammengefasst und die Notwendigkeit einer intersektionalen Perspektive verdeutlicht (4.4.).

4.1. Patriarchat, Kapitalismus und Vergesellschaftung

Die Frauenforschung der 1970er und frühen 1980er Jahren entwickelte sich in Abgrenzung zu traditionellen Klassentheorien, die allen voran Klasse als die relevante Strukturkategorie sozialer Ungleichheit verstanden und ist daher als *Gender-Class-Debate* bekannt. Ein zentrales Anliegen der klassischen feministischen Ungleichheitsanalyse war es, diese um die Ungleichheitskategorie 'Geschlecht' zu erweitern (vgl. etwa Becker-Schmidt 1987, Klinger 1990). Das strukturell-hierarchische Geschlechterverhältnis wurde in frühen materialistischen feministischen Ansätzen auf die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft zurückgeführt, dessen Spezifikum die Trennung von Erwerbs- und Hausarbeit darstelle. Im Übergang von feudalen zu bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften (im Laufe des 19. Jh.) verfestigten sich geschlechterkonstituierende Aufgaben bzw. Tätigkeitszuschreibungen (klein, einfach, häuslich vs. produktiv, komplex, öffentlich) zu Geschlechtscharakteren auf einer strukturellen Ebene und führten zu einer ungleichen Wertigkeit der Genus-Gruppen (vgl. Degele 2008: 63, Becker-Schmidt 2007; 2013, Klinger 2003). Der Unterschied der entstehenden feministischen Theorien sozialer Ungleichheit liegt meist in der Auffassung, über die Relevanz von Geschlecht für die Konstitution kapitalistischer Gesellschaften (vgl. Aulenbacher 2007: 47). Dieser Aspekt zeigt bereits die enge Verknüpfung der frühen deutschsprachigen feministischen Theorie mit einer materialistischen Perspektive.

Ein erstes populäres Konzept der Frauenforschung bildete die Theorie des Patriarchats. Diese verwies auf permanent vorhandene, in herkömmlichen Theorien aber nicht berücksichtigte patriarchale Strukturen, die soziale Ungleichheit in all ihren Facetten hervorbringen. In seiner Erstfassung unterstellte das Konzept eine kausale Männerherrschaft und lief zunächst Gefahr, undifferenziert, ahistorisch und eurozentristisch konzeptualisiert zu sein. Zwar wurden Diskriminierungen und Ungleichheiten erkannt, konkrete Mechanismen oder Ursachen konnten damit aber nicht erfasst werden (vgl. Cyba 2004: 15ff.). Bald erwies sich daher, dass es einer

Differenzierung des Begriffs bedurfte, da auch das Patriarchat alleine nicht als einzige Ursache der Schlechterstellung von Frauen verstanden werden kann.

Aus dieser zu einseitigen Fassung entwickelten sich dualistische Ansätze heraus, die sich durch den Versuch der Zusammenführung von Kapitalismus und Patriarchat charakterisieren lassen (vgl. Garnsey 1978, West 1978, Hartman 1983). Auch hier handelte es sich nicht um eine einheitliche Theorie, sondern um verschiedene Schwerpunktsetzungen. Einigkeit bestand jedoch in der Annahme, geschlechtsspezifische Ungleichheiten wären eine Konsequenz des kapitalistischen Wirtschaftsprozesses. Geschlechterungleichheit wird hier in Abhängigkeit zu geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung ausgelegt. Dabei steht die strukturelle Differenz von Erwerbs- und Hausarbeit und daraus resultierende geschlechterkonstituierende Arbeitsteilung im Fokus der Analyse und wird als Ursache der Ungleichstellung gesehen (vgl. Gottschall 2000: 162ff.). Dualistische Ansätze weisen daher eine theoretische Nähe zu Weiterentwicklungen marxistischer Klassentheorien auf (Kap. 2.1.3), fokussieren dabei aber anders als diese, auf die Verbindung von klassen- und geschlechtsspezifischen Ungleichheitsformen (vgl. Cyba 2000: 45ff.). Weitere Differenzierungen wurden aber nicht vorgenommen und finden auch keinen Platz innerhalb dualistischer Ansätze. Erste Ansätze der Frauenforschung plädierten dafür, geschlechtsspezifische Ungleichheiten als eigenständige Phänomene wahrzunehmen und zu analysieren. Sie gehen davon aus, dass Frauenbenachteiligung nicht lediglich auf ihre Klassenstruktur zurückzuführen wäre, wenn auch eine Verflechtung Teil der meisten Theorien ist (Cyba 2000: 44f.). Festgehalten werden kann, dass die Theorie des Patriarchats und dualistische Ansätze erste zentrale Erkenntnisse produzierten, ihre Konzeptualisierungen aber zu Beginn noch unzulänglich waren, um die Komplexität des Phänomens zu erfassen. Dennoch werden hier ernsthafte Versuche geortet, Wechselwirkungen zwischen den Ungleichheitsverhältnissen Klasse und Geschlecht zu fassen.

Im Laufe der Zeit wurden die Konzepte differenzierter und wiesen zunehmend ein multidimensionales Verständnis sozialer Ungleichheit auf. Geschlecht(er)verhältnis) wurde im Zuge dessen als gesamtgesellschaftliches Struktur- bzw. Ordnungsprinzip von Gesellschaften verstanden, wodurch sich der Fokus der feministischen Theorie verlagerte. Zwar orientieren sich viele neuere feministische Theorien weiterhin an der materialistischen Theorietradition, ein wesentliches Merkmal besteht jedoch darin, "Geschlechterungleichheit als integralen Bestandteil kapitalistischer Ökonomie und bürgerlicher Verhältnisse zu begreifen und Geschlechterhierarchie *als eindeutig moderne Herrschaftsstruktur* zu analysieren" (Gottschall 2000: 167). Kapitalistische Produktionsweise steht aus dieser Perspektive in starker Abhängigkeit zu Geschlechterungleichheit und umgekehrt, beide Verhältnisse bedingen sich wechselseitig. Es handelt sich um eine umfassende Vergesellschaftungskonzeption, wenn Regina Becker-Schmidt

(1987) von 'Geschlecht als Strukturkategorie' spricht. Dieses Konzept hat eine grundsätzliche Neuorientierung zufolge, nämlich "daß *alle* wesentlichen gesellschaftlichen Strukturen und sozialen Beziehungen 'geschlechtlich' geprägt sind" (Gottschall 2000: 166). Geschlecht ist damit nicht ein Nebenprodukt, das in bestimmten Fällen zu Tage kommt, sondern vielmehr ein allgegenwärtiges Strukturprinzip, das permanent virulent wird. In Anlehnung an die kritische Theorie, entwickelte Regina Becker-Schmidt das Konzept der 'doppelten Vergesellschaftung' (1987) durch Klasse und Geschlecht. Es verweist einerseits darauf, dass das Arbeitsvermögen von Frauen doppelt, sowohl in der Fürsorge- als auch in der Erwerbsarbeit eingebracht wird, die Anerkennung dafür allerdings ausbleibt (vgl. Becker-Schmidt 2004: 63). Andererseits wird neben der gesellschaftlichen Organisationen von Arbeit und Generativität, auch die soziosymbolische Reproduktion des Geschlechterungleichheit betont (auf die sich Bourdieu leider ohne zu zitieren bezieht). Becker-Schmidts Interesse gilt sowohl objektiven gesellschaftlichen Strukturen als auch einer soziosymbolischen Ebene, auf der sie ebenfalls einen zentralen Ort der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit vermutet (vgl. Becker-Schmidt 1987b; 2007; 2013).

4.2. Soziale Konstruktion von Geschlecht

Im Laufe der Zeit wurde der symbolischen Ordnung der Geschlechter zunehmend Aufmerksamkeit geschenkt (vgl. Butler 1991, Villa 2004, Bourdieu 2005). Die übergeordnete Theorieströmung kann als dekonstruktivistische Diskurstheorie bezeichnet werden (vgl. Degele 2008). Zwar stand weniger die Analyse sozialer Ungleichheit, als mehr die (Re-)Produktion der (Zwei-)Geschlechtlichkeit im Vordergrund, einige Aspekte weisen aber hohe Relevanz für diesen Zusammenhang auf. Judith Butler entwarf das Konzept der 'diskursiven Matrix', innerhalb derer Normen, Werte und Stereotype diskursiv erzeugt werden und aufgrund ständiger Wiederholung dieser diskursiven Praktiken der Anschein der Natürlichkeit der Verhältnisse entsteht (vgl. Butler 1991). Für diesen Zusammenhang sind dabei zweierlei Aspekte relevant. Den ersten Aspekt bildet die diskursive (Re-)Produktion der Geschlechterordnung. Wie wird z.B. 'Frau-Sein' diskursiv hergestellt: welche Stereotypen, Zwänge, Verhaltensregeln, Interessen, Fähigkeiten, Körper- und Schambewusstsein, Schönheitsnormen werden unentwegt transportiert und stellen z.B. 'Frau-Sein' diskursiv her? Den zweiten Aspekt bildet die Frage nach den exkludierten Inhalten dieser diskursiven Matrix. Hier möchte ich an das Konzept der Ignoranz (Mendel 2015) erinnern, das sowohl systematische, als auch intendierte Ausschlüsse in den Blick nimmt. Speziell die *Queer Studies* sind an aus dem Diskurs ausgeschlossenen Inhalten interessiert (vgl. Degele 2008). Ein Re-/Produktionsfaktor für soziale Ungleichheit wird in eben diesem selektiven Diskurs geortet. Ständige Wiederholungen bilden unser Wissen und unsere Wahrnehmung, Unausgesprochenes wird ignoriert. Konkrete Forschungen bezogen auf die symbolische Ordnung der Geschlechter und Inszenierung von

(Geschlechts-)Körpern kann finden sich bspw. in Untersuchung über die abwertende und diskriminierende mediale Darstellung von Frauen und dem Einfluss auf unser symbolisches Bild von 'Frau-Sein' (vgl. McRobbie 2010).

Neben dekonstruktivistischen Diskurstheorien gewann auch eine weitere Theorieströmungen mit konstruktivistischem Anspruch an Bedeutung. Die Rede ist von ethnomethodologischen, interaktionistischen und phänomenologischen Mikrotheorien. Wichtig für die weitere Argumentation ist der Verweis auf die soziale Konstruktion von Geschlecht. Konstruktivistische Mikrotheorien stemmten sich mit dem Verweis auf die gesellschaftliche Konstruktion von Ungleichheitskategorien gegen die vorherrschende Biologisierung dieser und riefen sie *sex/gender*-Unterscheidung ins Leben, in der Hoffnung neue (sprachliche) Wege zu eröffnen, um auf die soziale Komponente von Geschlecht hinzuweisen. Wenn die Bemühungen auch nicht vollständig aufgingen, da später ein 'verlagerter Biologismus' (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992: 206) attestiert wurde, so können hier dennoch innovative Neuorientierungen verzeichnet werden. Konstruktivistische Mikrotheorien gehen dabei von der sogenannten 'Null-Hypothese' aus, die die Gleichursprünglichkeit von Kultur und Gesellschaft betont, die die Vorstellung einer naturhaft vorgeschriebenen Zweigeschlechtlichkeit zu Gunsten der Vorstellung von verschiedenen historischen und kulturellen Konstruktionen von Geschlecht verneint (vgl. Hagemann-White 2007: 30, Villa 2007: 21, Gildemeister/Wetterer 1992: 210). Die Stärke dieser Ansätze liegt zudem in der unermüdlichen Mikroanalyse der permanenten interaktiven, performativen Herstellung von Geschlechterdifferenz. Besonders bekannt wurde der von Candance West und Don H. Zimmermann (1987) geprägte Ansatz des *Doing Gender*, der teilweise synonym für Theorien über die Konstruktion von Geschlecht verwendet wird. *Doing Gender* verweist dabei auf kulturelle Inszenierungspraktiken und spielt sich nach Helga Kotthoff (2003) auf verschiedensten Ebenen ab, wie kulturell ausgebaute Stimmen und Sprechstile, Darstellungen des Körpers und die Produktion normativer Idealbilder der Geschlechter in der massenmedialen Darstellung (vgl. Kotthoff 2003). Bezogen auf die Erfassung sozialer Ungleichheit konnten z.B. Analysen unter dem Terminus 'doing gender while doing work' veranschaulichen, dass Männer in Frauenberufen deutlich mehr Anerkennung, sogar erhebliche Vorteile generieren konnten, als umgekehrt (vgl. Gildemeister 2004: 137). Auch Mikrotheorien können einen entscheidenden Beitrag zur Analyse von Identitätskonstruktionen, Diskriminierungen, Performationen und sozialen Praktiken beitragen und sollten daher nicht unterschätzt werden. Zusammengefasst kann festgehalten werden, dass hier ein entscheidender Beitrag zur Dekonstruktion von Geschlecht stattgefunden hat, der viele zentrale Orte und Mechanismen der (Re-)Produktion von Zweigeschlechtlichkeit und geschlechtsspezifischer Ungleichheit erfassen konnte:

“Leiblichkeit und Geschlechtlichkeit sind Ergebnisse sozialer, kultureller Prozesse auf der Grundlage symbolvermittelter sozialer Interaktion und kultureller und institutioneller Sedimentierung” (Gildemeister 2007: 55f.).

4.3. Konstellationen und Mechanismen der Frauenbenachteiligung

Als Beispiel für eine relationale Theorie, die Ebenen übergreifende Ursachen geschlechtsspezifischer Ungleichheiten in den Blick nimmt, wird Eva Cyba's Ansatz (2000; 2010) angeführt. Sie betont, dass es zur konzeptuellen Erfassung und Erklärung von sozialer Ungleichheit, das Wissen um die Ursachen benötigt (vgl. Cyba 2010: 33). Cyba sieht den Vorteil einer relationalen Erklärung (im Gegensatz zu Erklärungsmodellen des Funktionalismus und der konservativen Klassentheorien) darin, dass die Vorstellung über dynamischer Abläufe der Reproduktionsprozesse sozialer Ungleichheit einem starren, statischen, ahistorischen Verständnis entgegenwirkt (ebd.: 35). Das Ziel dieser relationalen Erklärung liegt darin, spezifische Ungleichheit zu erklären und stellt nicht den Anspruch ein universales, abgeschlossenes Modell zu entwerfen. Ein weiterer Vorteil des Ansatzes ist, dass die von Cyba identifizierten Prozesse der Benachteiligung sowohl in (privaten) Machtbeziehungen und abgrenzbaren Lebensbereichen (Familie, Betrieb etc.), als auch bezüglich des Zugangs zu sozialen Gütern und Positionen (Bildung, Lebensentwürfe etc.) stattfinden (vgl. Cyba 2010: 35ff.).

“Soziale Ungleichheit besteht in der dauerhaften, sozial erzeugten Einschränkung des Zugangs sozialer Gruppen zu sozial verfügbaren und erstrebenswerten sozialen Gütern und Positionen. Zu diesen Gütern gehören auch die Fähigkeit und Chance, selbst bestimmt Lebensziele zu definieren und zu realisieren, unabhängig von ihrer (möglichen) allgemeinen Anerkennung” (Cyba 2000: 69, 2010: 36).

Soziale Ungleichheit bezieht sich dabei zwar auf längerfristige und dauerhafte Benachteiligungen, diese müssten aber in der Analyse nicht zwangsläufig auf ihre strukturellen Bedingungen zurückgeführt werden. Wie auch bei Hradil sind Handlungsmöglichkeiten vordergründig, werden aber durch soziokulturelle Rahmenbedingungen minimiert oder maximiert (ebd.: 35f.). Sie orientiert sich an Hradils Ungleichheitsdefinitionen, der Wert auf den Zugang zu ‘sozial verfügbaren und erstrebenswerten sozialen Gütern und Positionen’ legte (vgl. Kap. 2.2.2.). Cyba erweitert ihren Ungleichheitsbegriff um die Dimension der Autonomie. Sie gibt zu verstehen, dass die allgemeine Anerkennung dieser (materiellen wie auch ideellen) Güter nicht das zentrale Element bildet. Vielmehr geht es darum, als subjektiv relevant eingestufte Güter selbstbestimmt

realisieren zu können (ebd.: 36). Zudem unterscheidet Cyba Konstellationen von Mechanismen (ebd.: 37ff.). Konstellationen bilden dabei ein Bündel an Ursachen, welches die Positionierung bestimmter Gruppen im sozialen Raum bewirken. Die daraus entstehenden Wirkungen können als Mechanismen bezeichnet werden und konkretisieren das 'Potenzial' sozialer Ungleichheit. Cyba beschreibt sechs zentrale Konstellationen zur Analyse der Benachteiligung von Frauen. Die erste Konstellation stellt die *soziale Schließung* dar. Scheinbar neutrale Zugangsregeln werden als Mechanismen identifiziert. Vor allem bei Professionalisierungsprozessen bzw. höheren, leitenden Positionen spielt soziale Schließung eine bedeutende Rolle (ebd.: 39). Die zweite Konstellation bildet die *Ausbeutung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt*. Verschiedenste Mechanismen wie systematische arbeitsrechtliche Diskriminierung von Frauen oder 'Frauenarbeitsplätze' wirken hier (ebd.: 39). Die dritte Konstellation ist der *öffentliche Traditionalismus*. Trotz eines beträchtlichen Wirkungsverlustes von Traditionen kann es passieren, dass Ungleichheiten, die auf Traditionalismus beruhen, durch staatlich-rechtliche Normierungen weiterhin bestehen bleiben (ebd.: 39). Als vierte Konstellation gilt der *private Traditionalismus*, hier stehen allerdings nicht gesetzliche Regelungen im Vordergrund, sondern Handlungsweisen in privaten Beziehungszusammenhängen (ebd.: 39). Cyba spricht von der geschlechtsspezifischen Sozialisation, in der ein geschlechtsspezifischer Habitus herausgebildet wird, der wiederum z.T. als verdeckter Mechanismus auf Kinder wirkt, wie z.B. in der Zuweisung zu bestimmten Ausbildungen/Berufen. Asymmetrische Aushandlungsprozesse sind eine weitere wichtige Konstellation. In familiären Zusammenhängen können Unklarheiten auftreten, wenn die Rollen bzw. daraus resultierende Verhaltensweisen nicht mehr traditionell festgelegt sind. Besonderer Aushandlungsbedarf besteht bei Fragen zur Verteilung der Entscheidungsmacht bzw. zu Aufgaben im Haushalt und der Familie. Handlungsleitend ist hier das Motiv der Gleichheit der Beteiligten (40). Als zentraler Mechanismus werden Männer in der Erwerbsarbeit identifiziert, aber auch die Abwertung der Reproduktionsarbeit, woraus sich bereits im Vorfeld ein Ungleichgewicht ergibt (ebd.: 41). Die letzte nennt Cyba die 'kommunikative Abwertung' (ebd.: 41). Dabei handelt es sich um ein viele Bereiche umfassendes Phänomen, dass sowohl im privaten Alltag als auch in öffentlichen Situationen beobachtbar ist. Die zentralen Mechanismen bilden hier "Unterbrechungen, Übergehen, abwertende und ironische Bemerkungen, herablassendes Verhalten und ähnliche Formen der kommunikativen Diskriminierung und das 'Unsichtbarmachen' von Frauen im Sprachgebrauch" (ebd.: 41).

Diese Konstellation und dazugehörigen Mechanismen bilden nach Cyba den Großteil der relevanten Benachteiligung von Frauen. Damit weist dieser Ansatz ein besonders vielfältiges und dynamisches Verständnis geschlechtsspezifischer Ungleichheit auf. Sie ortet geschlechtsspezifische Ungleichheit als auf mehreren Ebenen wirkend und benennt zentrale (Re-)

Produktionsmechanismen dieser. Vorstellbar wäre, dass weitere Ungleichheitskategorien in das Modell der Konstellationen integriert werden könnten, dafür müssten aber die Mechanismen teilweise angepasst werden. Wechselwirkungen zwischen Ungleichheitskategorien, z.B. Schwarze Frauen oder homosexuelle Männer könnten in der derzeitigen Auslegung kaum erfasst werden.

4.4. Zwischenfazit: Potenzial und Kritik

Feministische Theorien bearbeiten eine große Spannbreite an wichtigen Aspekten zur Analyse der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit. Auch hier werden verschiedene Ebenen identifiziert, auf denen soziale Ungleichheit wirkt. Wie Cyba deutlich machte, sollte das Wissen um die Ursachen sozialer Ungleichheit einen erheblichen Teil des Erkenntnisinteresses ausmachen, um die (Re-)Produktion dieser zu verhindern und Veränderungen zu ermöglichen (vgl. Cyba 2010: 33). Neben Konzepten über strukturelle Vergesellschaftungsprozesse, bilden auch diskursive und symbolische Elemente, sowie mikroanalytische Ansätze wichtige Bestandteile der feministischen Auseinandersetzung. Einerseits wird die Dekonstruktion von Ungleichheitskategorien wie Geschlecht vorangetrieben (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992, Gildemeister 2007, Hagemann-White 2007, Villa 2007, Kotthoff 2003, Butler 1991), andererseits werden neben strukturellen Herrschaftsverhältnissen auch Machtverhältnisse und damit mehrere Orte der (Re-)Produktion wie Haushalt, Ehe und Familie identifiziert (Becker-Schmidt 1987, Cyba 2000). Der Verweis auf die Doppelbelastung von Frauen aufgrund Eingliederung in Produktions- und Reproduktionssphäre ist ebenfalls höchst relevant, da sich bis heute nur schleppende Verbesserung zeigen (vgl. Becker-Schmidt 1987b, Wetterer 2003).

Doch trotz dieser meist komplexen und vielschichtigen Theorien, machen die Ausführungen gängiger feministischer Theorien ihre eigenen Exklusionsprozesse besonders deutlich. Frauen wurden tendenziell als eine homogene Gruppe gesehen und Differenzen zwischen Frauen aufgrund von *Race*, Ethnizität, Disability, Religion etc. blieben ausgeblendet. Wie sich noch zeigen wird, gab es zwar vereinzelt weniger rezipierte wissenschaftliche Auseinandersetzungen (speziell von den genannten Autorinnen), festgehalten werden kann jedoch, dass weder kaum eine systematische Auseinandersetzung oder konkrete Modelle zur Integration weiterer Ungleichheitskategorien erfolgten (vgl. Kap. 5.2.1). Verschiedenste marginalisierte Frauenbewegungen berichteten außerdem von massiven Schwierigkeiten in der 'Gehör-Verschaffung' und sahen sich nicht selten ausgrenzenden und abwertenden Konfrontationen und Rechtfertigungsstrategien privilegierter 'Feministinnen' ausgeliefert (vgl. etwa Baader 1983, Ewinkel/Hermes 1985, FeMigra 1994, Oguntoye/Opitz/Schultz 1986 in Kap. 3.2.1). Auf dem Ausschluss von Lebensbedingungen und Erfahrungshorizonten 'anderer' Frauengruppen aus dem Diskurs und Denken feministischer Theorien und Theoretikerinnen, sowie

dem unreflektierten Umgang dieser mit ihren eigenen Privilegien und (nicht *alle* Frauen betreffenden) Interessen, beruht die intersektionale Kritik gegenüber (klassischen) feministischen Ansätze. Aus dieser Kritik heraus entwickelte sich das Konzept der Intersektionalität, welches als eine Antwort auf die jahrzehntelange Missachtung und Exklusion 'anderer' Erfahrungshorizonte aus dem (feministischen) *Mainstream* verstanden werden kann.

5. Intersektionalität: Entstehungshintergründe und Gründungsnarrative

Nachdem bereits viele Lücken und Schwachstellen in der bisherigen soziologischen und feministischen Ungleichheitsforschung sowie der herkömmlichen Wissenschaftsauffassung deutlich gemacht wurden, sollen die folgenden beiden Kapitel das Konzept der Intersektionalität zum Thema haben. Bevor der Frage nachgegangen wird, welches Potenzial und welche Herausforderungen in der deutschsprachigen intersektionalen Ungleichheitsanalyse und der Konzeptualisierung sozialer Ungleichheit enthalten sind (vgl. Kap. 6), werden die historischen Bedingungen, die zum Entstehen der Intersektionalität als einem populären und öffentlichkeitswirksamen Konzept führten, näher erläutert. Dieses Kapitel ist aufgrund einiger Unterscheidungsmerkmale in der lokalen Auslegung von Intersektionalität in US-amerikanische (5.1.) und europäische bzw. deutschsprachige (5.2.) Debatten unterteilt. Für beide geographischen Räume gilt jedoch, dass bereits einige Zeit vor dem akademischen Interesse an der Thematik 'Differenzen zwischen Frauen' und 'Wechselwirkungen sozialer Ungleichheitskategorien' unter dem Label 'Intersektionalität', politische und aktivistische Auseinandersetzungen stattfanden. Um die jeweiligen akademischen Debatten, sowohl ihre Spezifika als auch ihre Differenzen untereinander besser nachvollziehen zu können, werden zunächst die politischen Anfänge und Entwicklungen im Zeichen sozialer Bewegungen skizziert. Danach sollen die zentralsten theoretischen und akademischen Auseinandersetzungen, sowie lokalen Differenzen Thema sein. Der letzte Abschnitt bildet einen zusammenfassenden Zwischenbericht relevanter Unterscheidungsmerkmale und ausschlaggebender Charakteristika von Intersektionalität (5.3). Ziel dieses Abschnitts ist es, einen groben Einblick darüber zu geben, worum es sich bei dem Konzept der Intersektionalität im Ursprung handelt(e) und welche anfänglichen Kontroversen überwunden bzw. zusammengeführt werden konnten. Der Grund für die ausführliche Betrachtung der Vorgeschichte liegt darin, das im Kern politische Projekt der Intersektionalität in seiner Ganzheitlichkeit darzustellen und nicht auf seine derzeitigen akademischen Kernfragen und Debatten zu reduzieren.

5.1. US-amerikanische Debatten

5.1.1. Politisch-aktivistische Anfänge des *Black Feminism*

Bereits etliche Jahre bevor die Debatte um Intersektionalität Einzug in den akademischen Diskurs fand, gab es (Erfahrungs-)Wissen und politische, sowie theoretische Auseinandersetzung bezogen auf die Verflochtenheit verschiedenster Ungleichheitskategorien. In den USA wurden Fragen rund um Exklusionen aufgrund von Rassismus, seit den 1970er Jahren verstärkt Thema öffentlicher Diskurse und fanden zunehmend Eingang in akademische Debatten. Als politischer Ursprung der Entstehung der Intersektionalität gilt die Kritik Schwarzer, sozialistischer Feminist*innen gegenüber dem exkludierenden weißen *Mainstream*-Feminismus. Schwarze Feministinnen machten deutlich, dass sie sich mit der 'weißen' Auslegung von Feminismus weder identifizieren konnten, noch angesprochen fühlten. Sie betonten die Unsichtbarkeit ihrer Interessen, Problemlagen und Unterdrückungserfahrungen im herkömmlichen eindimensionalen Diskurs und verwiesen auf die Tatsache sich von denen weißer Mittelschichtsfrauen unterschieden (vgl. etwa bell hooks 1981; 1984, Collins 1990; 1991, Carby 1982, Combahee River Collective 1983, Crenshaw 1989; 1991, Moraga/Anzaldúa 1991, Hall/Scott/Smith 1992).

Zu dieser Zeit entstanden viele Schriften, in denen Schwarze Feminist*innen ihre Kritik bezüglich ihrer Exklusion im gängigen feministischen Diskurs zum Ausdruck brachten. Bereits die Titel dieser Texte verweisen ausdrücklich auf die Unzufriedenheit und Anliegen des *Black Feminism*: Hazel Carby '*White women listen! Black Feminism and the Boundaries of Sisterhood*' (1982), Cherrie Moraga und Gloria Anzaldúa '*This Bridge called my back. Writings by radical women of color*' (1991) und Gloria T. Hall, Patricia Bell Scott, Barbara Smith '*All the women are white, all the men are black, but some of us are brave*' (1992) um nur einige wenige zu nennen. Besondere Bekanntheit erlangte das *Combahee River Collective (CRC)*. In der Schrift '*A black feminist statement*' (1983) brachten Schwarze, lesbische Protagonist*innen ihre eigenen Ansichten und Interessen zum Ausdruck. Im Folgenden werden zentrale Argumentationslinien und Kritikpunkte des *Black Feminism* verdichtet dargestellt.

Einen ersten Aspekt brachten die Akteur*innen bezogen auf ihre eigenen Unterdrückungserfahrungen ein. Sie verwiesen auf *gender, class, race*, teilweise auch *sexuality* als zentrale Ungleichheitskategorien, die ihr Leben stark strukturierten und betonten nachdrücklich die Wechselwirkungen dieser Kategorien miteinander. Ihre Kritik an herkömmlichen Ungleichheitsansätzen beruhte unter anderem auf der isolierten Betrachtung der einzelnen Ungleichheitskategorien. Denn ihre spezifischen, vielschichtigen Erfahrungen könnten weder auf einzelne Kategorien zurückgeführt, noch additiv aneinandergereiht werden. Die Akteur*innen

machten deutlich, dass es sich nicht um parallel nebeneinander laufende Diskriminierungslinien handelt, sondern um multidimensionale Erfahrungen. Deshalb würden additive, quantifizierende Modelle, welche die Diskriminierungserfahrungen weißer Frauen aufgrund von *gender* mit denen Schwarzer Männer aufgrund von *Race* zusammenrechnen, kein Abbild der Wirklichkeit ermöglichen (vgl. Spelman 1988: 115). *Race* sollte auch nicht als ein zusätzliches Diskriminierungsrisiko verstanden werden, vielmehr wurde proklamiert, dass es sich um eine eigenständige Form bzw. Qualität der Benachteiligung aus den Wechselwirkungen mehrerer Ungleichheitskategorien handelt:

“We believe that sexual politics under patriarchy is as pervasive in Black women's lives as are the politics of class and race. We also often find it difficult to separate race from class from sex oppression because in our lives they are most often experienced simultaneously. We know that there is such a thing as racial-sexual oppression which is neither solely racial nor solely sexual (...)” (CRC 1983: 213)

Deutlich wird der Kontrast zu den Positionen privilegierter Frauen auch aufgrund der Aufgeschlossenheit gegenüber politisch aktiven Schwarzen Männern. Das Verhältnis Schwarzer Frauen zu Schwarzen Männern ist anders strukturiert als das Verhältnis weißer Frauen zu weißen Männern. Im *Black Feminism* wird ein Solidarisierungsgefühl mit Schwarzen Männern beschrieben, welches in dieser Form unter weißen Frauen und Männern nicht vorhanden zu sein scheint. Denn Schwarze Frauen teilen mit Schwarzen Männern einen Teil ihrer Unterdrückungserfahrungen, den sie mit weißen Frauen nicht teilen können, im Gegenteil, der sich erst in der Relationen mit weißen Frauen und Männern ergibt. Hingegen verlaufen geschlechtsspezifische Ungleichheiten teilweise ähnlich zu weißen Frauen, die sich wiederum aus dem hierarchischen Verhältnis der Geschlechter ergeben. Trotzdem handelt es sich um eine eigenständige, spezifische ‘Qualität’ der Benachteiligung. Abgesehen davon, können auch diese beiden Gruppen (weiße Frauen und Schwarze Männer) nicht als in sich homogen verstanden werden. Zu viele weitere Ungleichheitsverhältnisse wie Sexualität, Alter, Disability, Religion etc. spielen ebenfalls eine große Rolle für die Positionierung im gesellschaftlichen Gefüge und ergeben wiederum unterschiedlichste (Unterdrückungs-) Erfahrungen. Ein zentrales Argument der Protagonist*innen ist, dass sie mit einer eigenen Qualität der Benachteiligung konfrontiert sind, die sowohl gewisse Ähnlichkeiten, als auch gravierende Unterschiede zu anderen Gruppen aufweist. Gerade deshalb nehmen Schwarze Frauen eine besondere Stellung ein, denn sie gehen in ihren Interessen da wie dort nicht vollständig auf. Sie teilen spezifische (Unterdrückungs-)Erfahrungen untereinander, die nicht mit anderen benachteiligten Gruppen gleichgesetzt werden können:

“Although we are feminists and lesbians, we feel solidarity with progressive Black men and do not advocate the fractionalization that white women who are separatists demand. Our situation as Black people necessitates that we have solidarity around the fact of race, which white women of course do not need to have with white men, unless it is their negative solidarity as racial oppressors. We struggle together with Black men against racism, while we also struggle with Black men about sexism” (CRC 1983: 213)

In den meisten Texten wird zudem das gespaltene Verhältnis der Protagonist*innen zu weißen Feministinnen deutlich. bell hooks (1981) gilt als eine besondere Größe innerhalb der Debatte und macht darauf aufmerksam, dass weiße Frauen einerseits privilegiert sind, weil sie Diskriminierungen und Ungleichstellungen aufgrund von Rassismus nicht ausgeliefert sind, andererseits auch selbst rassistische Unterdrückungen hervorbringen und von der sich daraus ergebenden Vormachtstellung profitieren (ebd.: 123f.). Die Vorstellung einer Parallelisierung von Sexismus und Rassismus wurde von weißen Feministinnen für eigene Anliegen vorangetrieben. Durch Schlachtrufe wie ‘Frauen sind die Neger aller Völker’ (Schrader-Klebert 1969: 1) machten sie sich wiederum die Situation und Erfahrung Schwarzer Frauen zu Nutze und trugen damit gleichzeitig zur Verharmlosung dieser bei. Eine zentrale Argumentationslinie des *Black Feminism* ist der Verweis darauf, dass Parallelen zwischen Rassismus und Sexismus nur teilweise gezogen werden könnten, da gerade Wechselwirkungen den zentralen Gegenstand bilden und Vergleiche meistens dazu führten, dass die Anliegen und zentralen Erfahrungen Schwarzer Frauen ungehört blieben und/oder verharmlost wurden (vgl. Kerner 2009b: 40). Die fehlende Reflexion weißer Feministinnen mit ihrer teilweise privilegierten Situation, die Ausblendung Schwarzer Frauen aus den gängigen feministischen Diskursen, wie auch ihre teilweise immanten rassistischen Vorurteilen und Argumentationsfiguren, sind zentrale Kritikpunkte des *Black Feminism*. Rassismus im weißen Feminismus spielt daher (nach wie vor) eine zentrale Rolle und bildet einen Kernkritikpunkt:

“From a black female perspective, if white women are denying the existence of black woman, writing “feminist” scholarships as if black women are not a part of the collective group of American women, or discriminating against black women, then it matters less that North America was colonized by white patriarchal men who institutionalized a racially imperialist social order than that white women who purport to be feminists support and actively perpetuate anti-black racism” (bell hooks 1981: 123f.).

Die Bewegung des *Black Feminism* ist eine der beiden großen US-amerikanischen Theorieströmungen. Kennzeichnend ist die identitätspolitische Auslegung, die kollektive Interessen, (Erfahrungs-)Wissen und kulturelle Eigenheiten hervorhebt und um die Sichtbarkeit

und Anerkennung ihrer sozialen Situation kämpfen (vgl. Becker-Schmidt 2010: 108). Zentral ist dabei allerdings, dass es sich nicht um eine unkritische (postmoderne) Betonung von Differenzen handelt, sondern vielmehr um ein politisches Projekt, das soziale und materielle Auswirkungen wechselwirkender Ungleichheitskategorien betont und die Verbesserungen der Lebensbedingungen von *women of color* zum Ziel hat (vgl. Davis 2013b, Lutz 2001: 217f.). Der *Black Feminism* ist ein politisches, gesellschaftskritisches Projekt, das sich seit jeher mit Verknüpfung der Ungleichheitsverhältnisse Rassismus/Kolonialismus, Sexismus/Patriarchat und Kapitalismus befasst (Becker-Schmidt 2010: 109).

5.1.2. *Intersectionality* als wissenschaftliches Konzept

Ein erstes Ziel der US-amerikanischen Auseinandersetzung mit Intersektionalität war es demnach, die klassische feministische Theorie auf ihre *colorblindness* und eigenen Lücken und Exklusionen aufmerksam zu machen. Im Laufe der Zeit wurde versucht, die politischen Einwände und Forderungen des *Black Feminism* und in die wissenschaftliche Debatte einzuführen und Modelle zur Erfassung von Wechselwirkungen zu entwickeln. Der akademische Beginn von *intersectionality analyses* war von der Herausforderung geprägt, theoretische Modelle nicht quantifizierend oder additiv zu entwerfen, sondern die spezifischen Wechselwirkungen in den Blick zu nehmen (vgl. Lutz 2001: 218). Neben vielen anderen Ansätzen, bildete sich der vieldiskutierte Diskursstrang der sogenannten *triple-oppression-theory* (im deutschsprachigen Raum später als 'Mehrfachunterdrückungsthese' bekannt) heraus, die grundlegende Differenzen zwischen Frauen und die Mehrfachunterdrückung von *women of color* bezogen auf die Ungleichheitskategorien *race*, *class* und *gender* betonte. Neben der Kritik an einer additiven Vorgehensweise der meisten Ansätze, löste auch 'Erfahrung' als zentraler Analysegegenstand eine komplexe Debatte aus. Es machten sich Zweifel darüber breit, ob (Diskriminierungs-)Erfahrungen nicht lediglich für die subjektive Ebene aussagekräftig seien und daher nicht als 'kollektives soziales Unterscheidungsmerkmal fungieren' (ebd.: 219) könnten. Anschließend geriet die einseitige Fokussierung auf subjektive Komponenten gänzlich unter Beschuss und führte zu der Frage, inwiefern diese überhaupt Teil der Analyse sein könnten. Diese Debatte ist als 'Identitätsdebatte' bekannt und steht unter starkem Einfluss der zweiten großen Theorieströmung, dem Poststrukturalismus. Dieser ist in höchstem Maße identitätskritisch und verweist auf die vielschichtige Diversität von Subjekten. Poststrukturalistische Theorien haben einen dekonstruktivistischen Anspruch und richten sich gegen die Naturalisierung von Differenzen und kollektiven Identitäten, sowie die Essentialisierung von Ungleichheitserfahrungen (vgl. Lutz 2001: 219, Becker-Schmidt 2010: 109). Vernehmbar bleibt ein Spannungsverhältnis zwischen dem

identitätspolitischen *Black Feminism* und dem identitätskritischen Poststrukturalismus, welches zu einer neuen Entwicklung führte, die Lutz folgendermaßen zusammenfasst:

“Nun dient ‘Differenz’ der Bezeichnung sozialer, sexueller, ethnischer oder nationaler Unterschiede *innerhalb* derselben Genderkategorie. Aber es geht auch darum deutlich zu machen, dass das Subjekt der Spätmoderne nicht mehr als ein mit sich identisches, sondern eher als ein dezentriertes, fragmentiertes, vielstimmiges Subjekt gedacht werden muss” (Lutz 2001: 220).

Trotz der kontroversen Debatten um Differenz, Erfahrung, Unterdrückung und Identität bildete sich eine neue Vorgehensweise heraus. Sowohl konkrete politische, soziale und materielle Lebensbedingungen von *women of color*, als auch die theoretische Konzeptualisierung von Ungleichheitskategorien und deren Wechselwirkungen, sowie das Interesse an der Dekonstruktion dieser Ungleichheitskategorien, sind zentrale Bestandteile intersektionaler Analyse und bilden zusammen Intersektionalität (vgl. Lutz 2001: 219f. Davis 2013a: 64ff.).

Die Weiterentwicklung von Intersektionalität steht im nordamerikanischen Raum in engen Zusammenhang mit den *Critical Race Studies*⁸, einer aktivistisch-akademischen Bewegung, deren Schwerpunkt auf der Analyse des Verhältnisses von Recht und Rassismus lag. Aber auch Antisexismus bildete einen zentralen Bestandteil der umfassenden Auseinandersetzungen (vgl. Chebout 2013: 51). Kimberlé W. Crenshaw ist Mitbegründerin der *Critical Race Studies* und eine zentrale Figur in der Entstehung von *Intersectionality*. In ihren, für die weiteren Debatten um Intersektionalität handlungsleitenden Publikationen (1989, 1991), verweist Crenshaw dezidiert auf das wechselwirkende Zusammenspiel der Kategorien *Race* and *Gender* bezogen auf Diskriminierung und soziale Ungleichheit. Gegenstand ihrer Kritik bildet das gängige eindimensionale Verständnis sozialer Ungleichheit und die daraus folgende isolierte Betrachtung einzelner Ungleichheitskategorien. Diese Problematik ortet sie auch in der gängigen Rechtssprechung und macht auf die negativen Konsequenzen eines ‘single-axis-framework’ (Crenshaw 1989: 139) im Rechtssystem aufmerksam. Damit ist die Vorstellung von unzusammenhängenden, sich gegenseitig ausschließenden, ‘entweder-oder’ Kategorien gemeint. Aufgrund dieses eindimensionalen Verständnisses von sozialer Ungleichheit werden, so Crenshaw, sowohl Erfahrungen Schwarzer Frauen verzerrt wahrgenommen und ausgeblendet, als auch Begrenzungen für ein erweitertes Verständnis von sozialer Ungleichheit geschaffen. Der Grund für die Unsichtbarkeit multidimensionaler und intersektionaler Diskriminierung liege unter anderem in der Fokussierung des Gerichts auf die Erfahrungen eindimensional diskriminierter Gruppen: Meist seien Diskriminierungserfahrungen aufgrund von *Gender* von weißen, privilegierten Frauen,

⁸ *Critical Race Studies* bildeten sich als Weiterentwicklung der feministischen *Critical Legal Studies* heraus, da in zweitem Rassismus im Rechtssystem unbeachtet blieb.

sowie Diskriminierungserfahrungen aufgrund von *Race*, von privilegierten, Schwarzen Männern tonangebend. Crenshaw verweist daher auf die Notwendigkeit des 'Blicks von unten', um multidimensionale Benachteiligungen überhaupt aufdecken zu können (ebd.: 140f.).

Ein weiteres relevantes Konzept Crenshaws, ist das 'Gleichheits-Differenz-Paradox'. Wie folgeschwer die Konsequenzen für intersektional diskriminierte Gruppe sein können, konkretisiert Crenshaw anhand der Erläuterungen dreier Fälle⁹, in denen sich die Klägerinnen auf das Antidiskriminierungsrecht beriefen. Alle drei Fällen hängen mit dem Arbeitsrecht zusammen, wobei der Gegenstand dieser Klagen in diesem Zusammenhang nicht von zentraler Bedeutung ist. Im ersten Fall -DeGraffenreid vs. General Motors- wurde aufgrund der Angaben über spezifische, intersektionale Unterdrückungserfahrungen als Schwarze Frauen abgewiesen, denn bei der Kategorie 'Schwarze Frau' handle es sich nicht um einen eigenständigen Diskriminierungshintergrund (ebd.: 141ff.). Das Gericht hielt in diesem Fall dazu an, Diskriminierung entweder als Frauen *oder* als Schwarze anzugeben, da eine Kombination in einer rechtlichen Bevorteilung resultieren würde. Hier wird die Eindimensionalität und Isoliertheit in der Betrachtung von Diskriminierung augenscheinlich. Das Gericht fürchtete offensichtlich die Gefahr eines 'Super-Anspruchs', der Schwarze Frauen aufgrund einer Berücksichtigung der Wechselwirkungen rechtlich bevorzugen könnte:

"However, they should not be allowed to combine statutory remedies to create a new 'super-remedy' which would give them relief beyond what the drafters of the relevant statutes intended. Thus, this lawsuit must be examined to see if it states a cause of action for race discrimination, sex discrimination, or alternatively either, but not a combination of both" (DeGraffenreid, 413 F Supp at 143. 9; Id. at 144 zit nach: Crenshaw 1989: 141)

Für ein umfassendes Verständnis der widersprüchlichen Gesetzeslage, müssen die beiden anderen Fälle ebenfalls herangezogen werden. Im 2. Fall - Moore vs. Hughes Helicopter - wurde den Schwarzen Klägerinnen verwehrt, ihre Unterdrückungserfahrungen im Namen *aller* Frauen zu äußern. Hier wurden sie auf ihre spezifische Position als Schwarze Frauen verwiesen, aus der heraus es nicht möglich wäre, im Namen *aller* Frauen zu sprechen. Zurecht wendeten die Klägerinnen ein, dass weiße Frauen mit dieser Barriere kaum konfrontiert werden würden (ebd.: 143ff.). Eine ähnliche Argumentationsweise vollzog sich ebenfalls im 3. Fall, Payne vs. Travenol. Zwar wurde einer Klage von Schwarzen Frauen aufgrund von rassistischer Diskriminierung stattgegeben, allerdings wurde es nicht als möglich erachtet, die Klage auf Schwarze Männer zu erweitern (ebd.: 147ff.). Im deutschsprachigen Raum wird meist nur der erste Fall rezipiert, Lucy Chebout (2013) weist jedoch zurecht darauf hin, dass erst die Betrachtung aller drei Fälle das von Crenshaw identifizierte 'Gleichheits-Differenz-Paradox' im Kern verständlich macht: Im ersten Fall

⁹ Die Fälle in aller Ausführlichkeit: Crenshaw (1989).

wurden die Klägerinnen dazu angehalten, entweder als Frauen oder als Schwarze zu klagen und damit ihre spezifischen Erfahrungen als Schwarze Frauen nicht ernst genommen. In den beiden anderen Fällen wurde jedoch auf ihre Differenz zu weißen Frauen und Schwarzen Männern verwiesen und damit ihre Möglichkeit zur Repräsentation beider Gruppen verneint (vgl. Crenshaw 1989, Chebout 2013). Festgehalten werden kann, dass Schwarze Frauen und ihre wechselwirkenden Ungleichheitsdimensionen selbst im Antidiskriminierungsrecht unsichtbar blieben und weshalb dieses sie kaum repräsentierte.

Akzentuiert werden soll zudem die Macht von Diskursen in der (Re-)Produktion von sozialer Ungleichheit, weshalb Intersektionalität auch eine diskurspolitische Relevanz kommt. Crenshaw verweist darauf, wie stark die Gesetzgebung von Stereotypen, mythischen und rassistischen Vorstellungen von Weiblichkeit beeinflusst ist und welche Konsequenzen diese Situation mit sich bringt. Sie verdeutlicht, dass die Einführung des Vergewaltigungsstrafrechts nicht auf den Schutz der Intimität und Integrität von Frauen, als mehr auf den Schutz der Keuschheit von Frauen zurückzuführen wäre (vgl. Crenshaw 1989: 157ff.). Da Keuschheit (im Sinne der Bewahrung der Frau als Eigentums des Mannes) per se eine sexistische Konstruktion ist, kann vorerst festgehalten werden, dass Schutz und Strafe vor sexueller Gewalt zu Beginn lediglich aufgrund von Sexismus gewährleistet wurde. Im Folgenden soll erneut verdeutlicht werden, dass Geschlecht bzw. Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit aber immer rassifiziert sind und daher nicht für alle Frauen und Männer gelten (vgl. auch Weber 2001). Schwarze Feminist*innen konnten zeigen, dass das Vergewaltigungsstrafrecht nicht an die allgemeine Situation von Frauen und Männer angepasst ist, sondern auf die spezifische Situation weißer Männer und Frauen. Theoretiker*innen wie Jennifer Wriggins (1983), bell hooks (1981) und Beverly Smith (1982) befassten sich mit Diskursen über Schwarze Weiblichkeiten und Sexualität und kamen zu dem Ergebnis, dass Schwarzen Frauen Charaktereigenschaften zugeschrieben und abgesprochen wurden, die sexuelle Übergriffe und Vergewaltigung bagatellisierten und legitimierten. Da Keuschheit aufgrund rassistischer Stereotypisierungen nicht mit Schwarzen Frauen in Verbindung gebracht wurde, konnte diese auch nicht verletzt werden. Das hatte zur Folge, dass Anzeigen von Schwarzen Frauen wegen Vergewaltigung meistens ignoriert wurden (Wriggins 1983: 126 zit. nach Crenshaw 1989: 159). Daraus ergab sich ein massives Gefälle der Strafhöhen in Relation zu weißen Opfern. Der Tatbestand der Vergewaltigung wurde demnach nur 'erfüllt', wenn weiße Frauen Opfer dieser waren. Die Vergewaltigung einer weißen Frau durch einen Schwarzen Mann wurde zumeist mit der Todesstrafe und Lynchmorden bestraft, bei der Vergewaltigung einer Schwarzen Frau durch einen weißen Mann kam es jedoch so gut wie nie zu einer Verurteilung (Crenshaw 1989: 159f.). Diese Tatsachen entlarven das Rechtssystem als ein

von Rassismus und Sexismus infiziertes heben erneut die Relevanz von Intersektionalität erneut hervor.

Crenshaw zeigte, dass es nicht möglich ist, Frauen als nur zu einer Kategorie zugehörig zu diskutieren. Sie verglich die Situation mit einer Straßenkreuzung, um die Intersektionen einzelner Ungleichheitskategorien zu veranschaulichen:

“Discrimination, like traffic through an intersection, may flow in one direction, and it may flow in another. If an accident happens in an intersection, it can be caused by cars traveling from any number of directions and, sometimes, from all of them. Similarly, if a Black woman is harmed because she is in the intersection, her injury could result from sex discrimination or race discrimination” (1989: 149).

Chebout (2013) sieht in Crenshaws Ausführung den Verweis auf eine hohe Komplexität aufgrund der Berücksichtigung verschiedenster Ebenen, Überlappungen und Intersektionen (ebd.: 48). Crenshaws Ziel war es, multidimensionale Benachteiligungen aufzudecken und auf die strukturelle und politische Relevanz von Identitätskategorien und deren Wechselwirkungen aufmerksam zu machen (vgl. Davis 2013b: 21). *Intersectionality* wurde im US-amerikanischen Raum relativ früh in Auseinandersetzungen um Frauenrechtspolitik und Antidiskriminierungsrecht aufgenommen und prägte das Ungleichheitsverständnis der Vereinten Nationen und vieler NGOs (vgl. Knapp 2005: 70f.).

Intersektionalität ist aber keine reine Rechtsdebatte. Die spätere intersektionale Vorgehensweise zeichnete sich dadurch aus, besonders Wechselwirkungen zwischen Ungleichheitskategorien in den Vordergrund zu stellen. Traditionell liegt der Schwerpunkt der US-amerikanischen Genderforschung, anders als im deutschsprachigen Raum, stärker auf dem Zusammenspiel der Ungleichheitskategorien *Race* und *Gender* (vgl. Knapp 2005) und wurde im Laufe der Zeit um *class* erweitert. Mittlerweile werden in einigen Ansätzen auch *sexuality* und *nationality* als zentrale Ungleichheitskategorien konzeptualisiert (vgl. Lutz 2001: 222). Es wird augenscheinlich, dass es sich auch im US-amerikanischen Raum um eine heterogene Debatte handelt. Aufgrund der politischen Tradition des *Black Feminism*, sowie der US-amerikanischen Schwerpunktsetzung feministischer Sozialwissenschaften auf empirische Forschung und konstruktivistische Mikrotheorien (vgl. Knapp 2005: 69) war *Intersectionality* anfänglich stark auf einer mikroanalytischen Ebene zu verorten, dessen Grundlage die subjektive (Unterdrückungs-)Erfahrungen von Schwarzen Frauen bildeten. Im Unterschied dazu geht bspw. Crenshaw von Strukturen aus, die sich auf das alltägliche Leben und Handeln der Gesellschaftsmitglieder auswirken (vgl. Crenshaw 1991). Ein Charakteristikum des US-amerikanischen Raums ist zudem, dass die Analyse der Parallelen zwischen Sexismus und Rassismus vermieden und tendenziell kritisiert wurde (vgl. Davis 2013b: 21, Kerner 2009b: 40).

Vielmehr kam es zu einer neuen methodologischen Herangehensweise für die intersektionale Forschung. Um Additionen in Modellentwürfen zu vermeiden und Wechselwirkungen und Relationalitäten von Ungleichheitskategorien zu forcieren, entwickelte Maria Matsuda eine Vorgehensweise, die als *'asking the other question'* (vgl. Matsuda 1991) bekannt wurde:

“When I see something that looks racist, I ask, ‘Where is the patriarchy in this?’ When I see something that looks sexist, I ask, ‘Where is the heterosexism in this?’ When I see something that looks homophobic, I ask, ‘Where are the class interests in this?’” (Matsuda 1991: 1189).

Leslie McCall (2005) unterscheidet im Zuge der Herausbildung verschiedenster Ansätze drei methodologische Typen von Intersektionalitätstheorien, die die derzeitige Wertigkeit der Ebenen sinnbildlich darstellen. Um die verschiedensten Ansätze einordnen zu können, unterteilt sie diese in antikategoriale, intrakategoriale und interkategoriale Ansätze. Poststrukturalistisch-dekonstruktivistische Ansätze werden dabei den antikategorialen Ansätzen zugeordnet, weil die Dekonstruktion der Ungleichheitskategorien im Vordergrund stehe. Sie werden von McCall abgelehnt, da in der Folge Ungleichheiten und Auswirkungen Gefahr liefen, weniger ernst genommen zu werden. Außerdem wird die Aussagekraft und Reichweite dekonstruktivistischer Ansätze stärker in Frage gestellt und des Öfteren als esoterisch und unkritisch abgetan. Intrakategoriale Ansätze wiederum gehen von Differenzen innerhalb einer bestimmten Kategorie/Gruppe von Menschen aus. Hier stehen Subjektivität und Erfahrung verstärkt im Fokus. Interkategoriale Ansätze sind hingegen an strukturellen Ungleichheitsverhältnissen und deren Wechselwirkungen interessiert (vgl. McCall 2005). Gemeinhin werden interkategoriale Ansätze als *die* intersektionalen Ansatz diskutiert.

5.2. Europäische und deutschsprachige Debatten

Die Wurzeln der Intersektionalität liegen in den USA, im Laufe der Zeit wurde dem Konzept der Intersektionalität aber auch in europäischen Debatten stärkere Relevanz beigemessen. Dabei ist auffällig, wenn auch wenig überraschend, dass anglophone europäische Staaten die Debatte schneller aufgriffen, als der deutschsprachige Raum (vgl. Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013: 15). Wie die Darstellung soziologischer Theorien sozialer Ungleichheit (vgl. Kap. 2) erkenntlich machte, wurden Erweiterungen der Diskriminierungs- und Ungleichheitskategorien um bspw. Geschlecht in der wissenschaftlichen Ungleichheitsanalyse nur sehr zögernd realisiert. Ebenso verhielt es sich mit der Erweiterung der Analyse um *Race* bzw. Ethnizität. Analysen unter dem Label *'Intersektionalität'* fanden im deutschsprachigen Raum daher erst um 1990 statt. Mittlerweile bildet das Konzept auch im deutschsprachigen Raum einen zentralen Gegenstand des wissenschaftlichen (feministischen) Diskurses, wenn sich gegenwärtige wissenschaftliche

Auseinandersetzungen um eine Öffnung der Analyse für weitere Ungleichheitskategorien wiederholt als äußerst umstritten und zäh präsentieren (vgl. Kap. 6.2.). Bevor die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale verschiedener lokaler Debatten, wie die darin enthaltenen Einflüsse des US-amerikanischen in den europäischen und deutschsprachigen Raum herausgearbeitet werden können (5.2.2.), sollen die politischen und theoretischen Hintergründe, sowie historischen Spezifika des deutschsprachigen Raums dargestellt werden (5.2.1.).

5.2.1. Wurzeln der Intersektionalität

In diesem Unterkapitel soll ein historischer Abriss zur deutschsprachigen politischen und akademischen Auseinandersetzung mit der Thematik Wechselwirkungen von verschiedenen Ungleichheitskategorien dargestellt werden, der sich bereits vor dem Label 'Intersektionalität' zutrug. Nachdem die Frage um die möglicherweise fehlenden Wurzeln im deutschsprachigen Raum lange kontrovers diskutiert wurde (vgl. Bührmann 2009), konnten einige Autorinnen deutlich zeigen, dass es sich bei Intersektionalität weder lediglich um einen US-Import handelt, noch um eine gänzlich neue, bisher unbeachtete Problematik (vgl. Walgenbach 2012, Knapp 2005; 2008). Ersichtlich wird aber, dass diese politischen und theoretischen Auseinandersetzungen tendenziell isoliert voneinander und weniger schematisch unter einer gemeinsamen Überschrift stattfanden (vgl. Knapp 2005: 33ff., Becker-Schmidt/Knapp 2010: 105ff.). Vereinzelt wurden Fragen um Gleichheit und Differenz im feministischen *Mainstream* schon vor der 'Intersektionalität' berücksichtigt, wie sich u.a. in Knapps Publikation '*Die vergessene Differenz*' (1988a) zeigt. Knapp betont, dass Unterschiede zwischen Frauen bereits von Beginn an in der deutschsprachigen Frauenbewegung und -forschung thematisiert wurden, allerdings anfangs eher aus einer 'internen Konflikt- und Korrekturperspektive' (vgl. Knapp 2008: 34). Gerade diese Formulierung verweist darauf, dass es sich wohl eher um einen Krisenherd innerhalb der feministischen Community handelte, als um einen relevant gesetzten Gegenstand feministischer Forschung. Traditionell wurden in feministischen Analysen des deutschsprachigen Raums zwar Wechselwirkungen zwischen den Ungleichheitskategorien Geschlecht und Klasse forciert (vgl. Kap. 4.1.), nichtsdestotrotz gilt, dass Erfahrungen, Forderungen und Interessen unterschiedlichster Frauengruppen im *Mainstreamfeminismus* kaum Gehör fanden und die längste Zeit ignoriert wurden. Im Folgenden sollen daher frühere politische und akademische Auseinandersetzung zu den Themen 'Differenzen zwischen Frauen' und 'Wechselwirkungen von Ungleichheiten' anhand

von (im öffentlichen Diskurs kaum sichtbaren) sozialen Frauenbewegungen¹⁰ und einzelnen akademischen Diskurssträngen¹¹, verdeutlicht werden.

Bei den beiden populärsten Frauenbewegungen, lassen sich Kritik an geschlechtsspezifischen Ungleichheiten und Klassenunterschieden ganz oben auf der politischen Agenda finden. Bereits Clara Zetkin (1928) erkannte einen starken Zusammenhang von Klasse und Geschlecht. Sie problematisierte zudem, dass partikulare Interessen bürgerlicher, weißer Frauen, als allgemeine 'Frauen'-Interessen getarnt waren. Außerdem machte Zetkin auf die soziale Verortung von Wissen aufmerksam und kann daher als eine Vorläuferin der Standpunkttheorie eingeordnet werden (vgl. Walgenbach 2012: 25f.). Die bekannteste Figur der zweiten deutschen Frauenbewegung, Simone de Beauvoir, betonte, dass Rassismus, Antisemitismus und Klassenunterschiede das Geschlechterverhältnis stark strukturieren würden (vgl. Simone de Beauvoir 1992), wenn ihr Ansatz auch als additiv kritisiert werden kann (vgl. Spelman 1988: 115). Wechselwirkungen von Ungleichheiten lassen sich traditionell in Texten von marxistischen Feministinnen finden, die sich klassischerweise um das Verhältnis von Geschlecht und Klasse reihen. Der Schwerpunkt liegt häufig in Analysen zur Frauen- und Familienarbeit und ihrem Verhältnis zur Lohnarbeit in einer kapitalistischen Klassengesellschaft. Dabei wurde schon früh die Multidimensionalität sozialer Ungleichheit thematisiert (vgl. Barret 1983, Barret/McIntosh 1982, Frerichs/Steinrücke 1993).

Aus einer deutschlandweiten Formierung Schwarzer Frauen entstand der Verein "ADEFRA", der die dominante weiße Interpretation Schwarzer Lebensrealitäten und darin enthaltene rassistische Argumentationslinien, sowie die fehlende Reflexion weißer Feminist*innen bezüglich ihrer Privilegien aufgrund ihres Weiß-Seins kritisierte. Der Begriff 'Schwarz' wird dabei als politischer Kampfbegriff für alle von Rassismus betroffenen bzw. 'nicht-weißen' Menschen verstanden. Er fungiert dabei weniger als Verweis auf die Hautfarbe, als mehr auf 'Weiß-Sein' als unhinterfragte Hegemonie und sich daraus ableitende Normierungsverhältnisse. Hier zeigen sich die Anfänge der *Critical Whiteness Studies* im deutschsprachigen Raum. Als ein Hauptwerk dieser Zeit gilt "*Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*" (Oguntoye/Opitz/Schultz 1986) das auf die rassistischen Logiken des 'Deutsch-Sein' als 'Weiß-Sein' aufmerksam und die Unvereinbarkeit von 'Schwarz-Sein' und 'Deutsch-Sein' machte. Eine wichtige Akteurin war die erste Schwarze Gastuniversitätsprofessorin im deutschsprachigen Raum, Audre Lorde. Auch Lorde (1993) betont die Relevanz von Privilegierungsfragen, Normen und Hegemonien und trägt damit zu einem erweiterten Ungleichheitsverständnis bei. "In der Relation

¹⁰ Bei der folgenden Auflistung sozialer Frauenbewegungen muss darauf hingewiesen werden, dass es sich weder um homogene Bewegungen handelt, die die Interessen aller Personen mit ähnlichen 'Betroffenheiten' repräsentieren, noch um ein repräsentatives Abbild der Bandbreite sozialer Bewegungen.

¹¹ Auch diese sind eine selektive Auswahl und bilden die gesamte Forschung keineswegs systematisch ab

zwischen dem, was als Norm gilt, und dem, was als Differentes erscheint, werden Herrschaftsstrukturen ausgebildet und verfestigt" (vgl. Purtschert/Meyer 2010: 133).

In der Migrant*innenbewegung 'FeMigra' (1994) lässt sich eine ähnliche Problematik der Unsichtbarkeit finden: wichtige Themen für Migrantinnen wie z.B. juristische Diskriminierung im vom Ehemann abhängigen Aufenthaltsrecht, das in einem extremen Abhängigkeitsverhältnis in allen Lebensbereichen resultierte, wurden trotz einiger Versuche von Seiten aktiver Migrantinnen im feministischen Diskurs ausgeblendet. FeMigra wehrte sich außerdem gegen die herrschende eurozentristische Sicht darüber, was feministisches Bewusstsein per se bedeuten würde und die starke Fokussierung auf die Differenz zwischen 'ihnen' als 'traditionell-patriarchal-islamisch' und deutschen Frauen als 'modern-westlich-christlich', was in einer 'völkisch-homogenen Definition des deutschen Staatsbürgerschaftsrechts' ersichtlich wird (vgl. Walgenbach 2012: 35).

Jüdische Feministinnen verwiesen auf die enge Verbindung des feministischen *Mainstreams* mit christlichen Werten. Eine relativ bekannte Gruppe bildete dabei der von u.a. Maria Baader gegründete 'Schabbeskreis' der sich mit den Themen 'Frauen, Lesben, Judentum' auseinandersetzte. Bei dem Versuch, Antisemitismus in deutschsprachigen Frauenbewegungen und antisemitische Konzepte in feministischen Theorien zum Thema zu machen, konnten höchst problematische Reaktionen beobachtet werden. Mitglieder des Schabbeskreis wurden mit verschiedensten Abwehrstrategien, bis hin zu Täter-Opfer-Umkehrungen und Opfermythen von Christinnen konfrontiert (vgl. Baader 1983: 84ff.). Die jüdische Frauenbewegung machte darauf aufmerksam, dass nicht zu jedem Zeitpunkt alle Frauen von Diskriminierung und Ungleichheit betroffen seien, sondern spezifische Gruppen von Frauen. Der Nationalsozialismus könne daher nicht (lediglich) als Extremform des Patriarchats verstanden werden, waren es doch jüdische Frauen und Männer, die dem Nationalsozialismus zum Opfer fielen und deutsche Männer und Frauen, denen das Zugute kam (Baader 1983: 86f. Walgenbach 2012: 36f.). Wichtige Texte zur Dekonstruktion des Diskurses über alle Frauen als generelle Opfer des Nationalsozialismus, stellen zum Beispiel die (Mit-)Täterschaftsthese von Christina Thürmer-Rohr (1987; 1989), wie auch die Täter-Opfer-Debatte von Frigga Haug (1981) dar. Viele interessante Beiträge lassen sich in dem Sammelband *'Entfernte Verbindung. Rassismus, Antisemitismus und Klassenunterdrückung'* (1983). Zum Thema Wechselwirkungen der verschiedenen Ungleichheitskategorien erschien zudem das Sonderheft *'Geteilte Verbindungen: Rassismus, Antisemitismus, Fremdenhaß'* (1990) in *'beiträge zur feministischen theorie und praxis'*.

Auch Frauenbewegungen von Frauen mit körperlicher Behinderung zeigen wichtige Aspekte auf. Einen zentralen Aspekt bildet die Problematik der fehlenden Zuschreibung von Geschlechtlichkeit. Als körperlich behindert kategorisierte Frauen formulieren die Problematik, dass ihnen ihre Weiblichkeit oft selbstverständlich abgesprochen wird und sie als drittes

Geschlecht eingeordnet werden. Als zentral erachte ich generell das (de)konstruktivistische Bestreben der Entnaturalisierung von Geschlecht und Konstruktionen von Weiblichkeit vs. Männlichkeit und damit die strikte Zweigeschlechtlichkeit im gesellschaftlichen Denken aufzulockern und der Vielfalt von (Geschlechts-)Identitäten Raum zu geben. In diesem Zusammenhang handelt es sich jedoch um eine unerwünschte Fremdzuschreibung bzw. -abschreibung, die bereits bezüglich Schwarzer Frauen in den USA deutlich wurde (Kap. 5.1.). Dieses Phänomen wird in dem Buch mit dem pointierten Titel *'Geschlecht behindert, besonderes Merkmal Frau'* (Ewinkel/Hermes 1992) näher beschrieben. In der Konsequenz führt das zu steigenden Zahlen schmerzhafter kosmetischer Eingriffe, deren Sinn meist stärker in der Annäherung an ein Schönheitsideal, als in einer tatsächlichen Verbesserung körperlicher Funktionen liegt (vgl. Walgenbach 2012: 31). Die Bestrafung von Vergewaltigung ist auch hier wieder ein Gradmesser, an dem sich gesellschaftliche Normen und Werte ablesen lassen. Sexuelle Vergehen an Frauen mit Behinderung wurden aufgrund des Sexualstrafrechts 2003 im Schnitt um ein Jahr weniger bestraft, als Übergriffe auf Frauen ohne körperliche Beeinträchtigungen (vgl. Walgenbach 2012: 31f.). Auch im Zusammenhang mit der Debatte über die Verabschiedung des Paragraphen §218, dem Abtreibungsverbot, gab es neben den bekannten Interessen bürgerlicher, körperlich nicht beeinträchtigter Frauen auch weitere Interessen. Zwar richteten sich besagte Frauenbewegungen von als körperlich beeinträchtigt kategorisierte Frauen nicht zwangsläufig gegen die Forderung nach der Möglichkeit eines Schwangerschaftsabbruchs, ihre Problemlage war allerdings eine andere. Denn Familiengründung war für sie nicht vorgesehen, vielmehr waren und sind viele Frauen mit Beeinträchtigungen mit (Zwangs-)Sterilisation und/oder der erhöhten Legitimation ihres Kinderwunsches konfrontiert (vgl. Walgenbach 2012: 31ff.).

Häufig weisen verschiedenste Frauenbewegungen auch einen engen Bezug zu *Queer Studies* auf und fokussieren auf vom Diskurs Ausgeschlossene(s) und die Reflexion von Privilegierungs- und Normierungsverhältnissen (vgl. Degele 2008). Zwangsheteronormativität und strikte Zweigeschlechtlichkeit werden dabei in der Vergangenheit meist von feministischen Lesbenbewegungen aufgegriffen, die sich durch die erhöhte Reflexion eigener Exklusionsprozesse, sowie die frühe Erkenntnis der Verwobenheit mehrerer Verhältnisse miteinander, auszeichnen. So wurden neben Geschlecht und Sexualität auch Körper, Ethnizität und Nationalität thematisiert und miteinander in Verbindung gebracht (vgl. Müntz 2010: 906).

Ich halte die kurze Beschreibung dieser sozialen Bewegungen aus mehreren Aspekten für zentral. Erstens wird deutlich, dass es im europäischen, deutschsprachigen Raum nicht weniger ein Konzept der Intersektionalität benötigt, als im US-amerikanischen Raum. Zweitens zeigt sich unverkennbar, dass verschiedene Gruppen von Frauen unterschiedliche, zum Teil kontroverse

Interessen haben können. Drittens wird ohne Zweifel deutlich, dass es eine nicht endgültig festlegbare Anzahl an Ungleichheitskategorien gibt, die sowohl auf der Identitätsebene, als auch auf der Strukturebene wirken können. Viertens wirken die verschiedenen Perspektiven einem additiven Ungleichheitsverständnis entgegen und verstärken das Verständnis der Spezifität wechselwirkender Ungleichheiten. Und fünftens können die Gewinne für ein Konzept der Intersektionalität der einzelnen politischen und theoretischen Projekte gut erfasst werden. *Disability Studies* zeigen u.a., welche zentrale Rolle 'Körper' für Ungleichstellungen hat und wie unterschiedlich die Interessen verschiedener Frauengruppen (z.B. bezüglich der Fristenlösung) sein können. Marxistisch-feministische und lesbische/queere Auseinandersetzungen bringen besonders Verbindungen und Wechselwirkungen verschiedener Ungleichheitsverhältnisse zum Vorschein und machen, wie auch Schwarze und migrantische Bewegungen, auf die Notwendigkeit der Analyse von Privilegierungs- und Normierungsverhältnissen aufmerksam. Die jüdische Frauenbewegung zeigt, wie stark feministische Diskurse nach wie vor explizit und/oder latent von Antisemitismus bzw. christlichen Werten geprägt sind und wie Notwendigkeit die Reflexion des eigenen Standpunktes ist.

5.2.2. Intersektionalität in der akademischen Auseinandersetzung

Nach der Darlegung der vielfältigen Wurzeln und der daraus resultierenden Bedeutsamkeit intersektionaler Auseinandersetzung für den deutschsprachigen Raum, wird ersichtlich, dass US-amerikanische Auslegungen von Intersektionalität (vgl. Kap. 5.1.) nicht eins zu eins auf den europäischen Raum umlegbar sind. Die Unterschiede in den lokalen Deutungen von Intersektionalität können auf divergente historische, politische und geographische Gegebenheiten in Bezug auf Unterdrückung, Exklusion und Migrationsströme zurückgeführt werden (vgl. Davis 2013b, Knapp 2005, Hagemann-White 2013). Im Folgenden werden daher lokale Unterschiede und Besonderheiten in der Auslegung von Intersektionalität herausgearbeitet, um später Potenzial, Problemstellungen und gegenwartsnahe Debatten ganzheitlicher erfassen zu können (vgl. Kap. 6) und in Bezug zu Lücken und Stärken soziologischer und feministischer Theorien auf soziale Ungleichheit zu stellen (vgl. Kap. 7). Kathy Davis (2013a) ortet vier grobe Unterscheidungsmerkmale intersektionaler Debatten zwischen dem US-amerikanischen und dem europäischen Raum. Es gibt (a) große Unterschiede in der Begriffsbedeutung der Kategorie *Race*/'Rasse'/Ethnizität. Des weiteren erkennt sie (b) Unterschiede in der Hervorhebung der relevanten Ungleichheitskategorien. Verschiedenartig ist außerdem (c) die theoretische Konzeptualisierung der Wechselwirkungen, sowie (d) das Verhältnis zwischen *agency* und *structure* (vgl. Davis 2013b). Im Folgenden werden die von Davis identifizierten

Unterscheidungsmerkmale intersektionaler Debatten zwischen US-amerikanischen und europäischen Raum aufgegriffen und im Rahmen deutschsprachiger Debatten diskutiert.

(a) Unterschiede in der Begriffsbedeutung der Kategorie *Race*/'Rasse'/Ethnizität

Am auffälligsten erscheinen die fundamentalen Unterschiede in der Begriffsbedeutung der Ungleichheitskategorien *Race* vs. 'Rasse'. Im Unterschied zum US-amerikanischen Intersektionalitäts-Diskurs, in dem die Ungleichheitskategorie '*Race*' die zentrale Rolle spielt und als Selbstzuschreibung und -positionierung von Schwarzen Personen fungiert, erweist sich der Umgang mit dem Begriff allerdings als unvergleichbar schwierig und heterogen im europäischen und speziell im deutschsprachigen Raum. *Race* hat in Großbritannien, Frankreich und Niederlande aufgrund deren Kolonialisierungsgeschichte ähnliche strukturelle Bedeutung wie in den USA (vgl. Hagemann-White 2013: 22, Knapp 2005: 73). Den zentralen Differenzierungsmarker bilden dennoch weniger die Hautfarbe, als mehr das Prinzip des Territoriums und damit das 'Fremde' (vgl. Dietrich 2007: 45, Dietze 2006: 221f.). Gabriele Dietze (2006) betont, dass die beiden identifizierten Differenzierungsmarker nicht wörtlich, sondern als "ideologische Großformationen kultureller und zivilisatorischer Überlegenheits-Phantasmen" (ebd.: 221) zu verstehen sind.

Im deutschsprachigen Raum ist die eigene Kolonialisierungsherrschaft selten Teil der Auseinandersetzungen. Hier findet sich stattdessen eine nachhaltige Unsicherheit im Umgang mit dem wörtlich übersetzten Begriff 'Rasse', welcher in Zusammenhang mit der industrialisierten Tötung in der nationalsozialistischen Vergangenheit steht (vgl. Lutz 2001, Rommelspacher 1999, Gutiérrez Rodríguez 1999, Rätzhel 2010, Chebout 2013) Rommelspacher (1999) entwarf ein Erklärungsmodell, das die Schwierigkeiten des deutschsprachigen Raums mit dem Begriff 'Rasse' aufzeigt. Sie verdeutlicht, dass Rassismus so stark mit Nationalsozialismus und Antisemitismus verknüpft ist, dass (Alltags-)Rassismus bezogen auf andere Gruppen bagatellisiert und damit seltener als ernstzunehmende Problematik aufgefasst wird (vgl. Rommelspacher 1999: 22). Um sich dieser sprachlichen Verknüpfung zu nationalsozialistischem Gedankengut zu entziehen, wurde Rassismus durch Worte wie 'Ausländer- oder Fremdenfeindlichkeit' ersetzt (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1999: 31, Rätzhel 2010: 283f.). Festgehalten werden kann also, dass aufgrund der vermeintlich fehlenden Kolonialgeschichte des deutschsprachigen Raums, sowie der starken Verknüpfungen des Rassismus-Begriffs an nationalsozialistische Rassenpolitik, die weitverbreitete Annahme besteht, Rassismus sei kaum verbreitet. Das auch und gerade der deutschsprachige Raum ein einzigartiges und komplexes Rassismusproblem hat, liegt allerdings auf der Hand (vgl. Chebout 2013, Rätzhel 2010, Gutiérrez Rodríguez 1999, Rommelspacher 1999, Hagemann-White 2013).

Dass es sich dabei um eine sozial konstruierte Kategorie, mit faktischen Auswirkungen und der gesellschaftlich erzeugten Wahrnehmung eines Unterschieds handelt, aber nicht um einen natürlichen, biologischen Unterschied, ist aus sozialwissenschaftlicher Perspektive mittlerweile selbstverständlich. Wie aber gleichzeitig die Problematik von Rassismus benennen, den Konstruktionscharakter hervorstreichen, der Vorstellung einer Naturalisierung entgegenwirken und keine Fremdzuschreibung produzieren? Aufgrund dieser Unsicherheiten, lassen sich in einschlägiger Literatur verschiedene Varianten der Verwendung des Begriffs finden.

Einige Theoretiker*innen fordern die klare Benennung der Problematik und damit die Verwendung des Begriffs Rasse (vgl. etwa Klinger 2003, Klinger/Knapp 2007, Winker/Degele 2010). Zumeist sollen Anführungszeichen oder kursiv-Stellungen aber auf die soziale Konstruktion der Kategorie verweisen. Andere Theoretiker*innen fürchten wiederum, dass damit erneut eine (Fremd-)Zuschreibung passiert, die einen scheinbar natürlichen Unterschied hervorhebe und rassistische Logiken erst bediene (vgl. Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013: 20, Müntz 2008: 44). Der Begriff 'Ethnizität' ist nach einigen Autor*innen die adäquateste Übersetzung des englischsprachigen Begriffs *race*, verschleierte aber wiederum die Problematik des Rasse-Begriffs und seiner ursprünglichen Bedeutung im deutschsprachigen Raum. Ethnizität wird oft im Zusammenhang mit kultureller Diversität verwendet und dient dabei als milde Ersatzformel für rassistische Unterscheidungspraktiken (vgl. Lutz 2001: 224). "Das vornehme Wort 'Kultur' tritt anstelle des verpönten Ausdrucks Rasse, bleibt aber bloßes Deckbild für den brutalen Herrschaftsanspruch" (Adorno 1955 zit. nach Lutz 2001: 224).

Knapp (2005) verweist auf eine weitere begriffliche Divergenz. Sie zeigt auf, dass es konzeptionelle Unterschiede in der Bedeutung von *class* und Klasse als Analysekatgorie sozialer Ungleichheiten gibt. *Class* sei im anglophonen Raum eher auf eine weberianische oder strukturfunktionalistische, nicht zwangsläufig marxistische Konzeptualisierung bezogen. Im deutschsprachigen Raum ist allerdings der Zusammenhang mit der marxistischen Ungleichheitsforschung deutlich prägender für den Begriff der 'Klasse' (ebd.: 71). Wie bereits deutlich wurde (Kap. 2.1.), ist eine Krise der Klassentheorien im deutschsprachigen Raum nicht zu übersehen, da die Frage über die Aussagekraft von Klasse als zentrale Analysekatgorie nach wie vor ungelöst im Raum stünde (vgl. Knapp 2005: 72). Umso spannender ist es, dass die meisten deutschsprachigen Intersektionalitätsansätze 'Klasse' unbeirrt als eine der relevanten Ungleichheitskatgorien vermuten. Welche Auswirkungen die Verwendung von 'Klasse' als eine der relevanten Ungleichheitskatgorien innerhalb der Intersektionalität für den krisenhaften Klasse-Begriff hat, wird weiter unten näher besprochen (vgl. Kap. 6.2.1).

(b) Unterschiede in der Hervorhebung der relevanten Ungleichheitskatgorien

Der zweite große Unterschied liegt nach Davis (2013a) in der Hervorhebung der zentralen Ungleichheitskategorien (ebd.: 24f.). Im Unterschied zu US-amerikanischen Debatten, in denen sich die Triade *race*, *class*, *gender* etablieren konnte (wobei auch die Ungleichheitskategorien *sexuality* und *nationality* zunehmend an Bedeutung gewinnen) werden im europäischen Raum teilweise heftige Diskussionen über die (Nicht-)Auswahl von Ungleichheitskategorien ausgelöst. Im deutschsprachigen Raum kann ein vermehrtes Interesse daran abgelesen werden, offen gegenüber weiteren Ungleichheitskategorien zu bleiben und damit Hierarchisierungen und erneute Ausblendungen zu vermeiden (vgl. Lutz 2001, Winker/Degele 2010, Walgenbach 2012). Diese Tendenz kann zum Teil aus den historischen Entwicklungen im deutschsprachigen Raum abgeleitet werden (vgl. Kap. 5.2.). Es werden u.a. folgende Ungleichheitskategorien neben Klasse, Geschlecht und Race diskutiert: Sexualität, Heteronormativität, Körper, Alter, Disability, Ethnizität und Religion. Trotz dieser Tendenz, kann im deutschsprachigen Raum kaum von einem konsensualen Diskurs gesprochen werden. Mit der Frage nach den relevanten (Struktur-)Kategorien sozialer Ungleichheit entfacht vielmehr die Kontrarität der deutschsprachigen Diskussion (vgl. Kap. 6.2.).

(c) Theoretisches Verständnis von Wechselwirkungen

Einen dritten Unterschied ortet Davis in der Frage nach der theoretischen Konzeptualisierung von Wechselwirkungen einzelner Ungleichheitskategorien (vgl. Davis 2013b: 25f.). Da wie dort gibt es Einigkeit darüber, dass ein additives oder quantifizierendes Modell den vielfältigen Diskriminierungserfahrungen und Ungleichheitsstrukturen kaum gerecht werden kann. Im europäischen Raum wird das Bild der vielzitierten Straßenkreuzung von Crenshaw (1989) oft kritisiert, da es erneut additive Assoziationen partikularer Benachteiligungen hervorruft und dabei weder Dynamiken von Wechselwirkungen noch spezifische Formen der Konstituierung einzelner Ungleichheitskategorien fokussiert (vgl. Knapp 2005; 2008, Yuval-Davis 2006). Anja Meulenbelt (1988) verweist auf die in der Summierung von Ungleichheitskategorien liegende Problematik. In der isolierten Betrachtung einzelner Kategorien würde unbewusst erneut die Vorstellung von sich gegenseitig ausschließenden Kategorien reproduziert. Meulenbelt betont, dass so nicht nur das spezifische, eventuell potenzierte Moment der Diskriminierung verloren gehe, sondern auch die Vorstellung über spezifische, sich unterscheidende Wechselwirkung (ebd.: 56f.). Einige dieser Unterschiede können auf die jeweils leitenden Theorietraditionen zurückgeführt werden. Wo der Fokus der US-amerikanischen *Race/Class/Gender*-Forschung auf Identitätspolitik im Zeichen des politischen Widerstands konzentriert ist, steht die europäische Forschung deutlich stärker unter dem Einfluss poststrukturalistisch-dekonstruktivistischer Theorieströmungen, mit dem Resultat einer gründlichen theoretischen Auseinandersetzung um die Konzeptualisierung von

Wechselwirkungen und Dekonstruktion sozialer Ungleichheitskategorien. Im Zuge dessen wurden auch Foucaults Theorien über Machtbeziehungen -und verhältnisse populärer und hatten einen deutlichen Einfluss auf die europäische Auseinandersetzung um Intersektionalität (vgl. Davis 2013b: 26).

(d) Das Verhältnis von Handeln und Struktur.

In diesem Zusammenhang wird auch der vierte Unterscheidungsaspekt verständlich, der das Verhältnis von *agency* and *structure* behandelt. Auch im europäischen Raum machte sich die 'Identitätsdebatte' bemerkbar. Wie bereits deutlich wurde, standen zu Beginn der Intersektionalitätsforschung, sprich im US-amerikanischen Raum, (Diskriminierungs-)Erfahrungen marginalisierter Gruppen und Personen im Zentrum der Analyse. Für die europäische Debatte, angeführt von Floya Anthias und Avtar Brah (1992, 1996) und Nira Yuval-Davis (1992), lässt sich dagegen vielmehr eine Tendenz gegen die Berücksichtigung von subjektiven Elementen in der Ungleichheitsanalyse erkennen. Die Debatte um Diskriminierungserfahrung vs. Strukturkategorien kann auch im deutschsprachigen Raum geortet werden (vgl. Klinger 2003; 2013, Hagemann-White 2013). In ihrem Text "*Überkreuzende Identitäten - Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte*" verweist Cornelia Klinger (2013) auf die Dominanz der Diskriminierungsebene und die fehlende Bezugnahme auf die Strukturebene. Klinger (2003) sieht die Problematik der Verschiebung von der *Interessens-* zur *Identitätspolitik* in der vermehrten Ausrichtung auf die Subjekte und ihr Sein und kritisiert die mangelnde Erfassung struktureller (Ungleichheits-)Phänomene (ebd.: 16). Das Durchsetzen von Interessen ist vorrangig ein politischer Prozess, in dem es grob gesprochen um Gerechtigkeit in der Verteilung von Gütern und gesellschaftlicher Teilhabe geht. Identitätspolitik richte das Augenmerk dabei stärker auf die Betonung der 'natürlichen' Differenzen zwischen Individuen und Gruppen und konstruiere erneut unüberwindbare Differenzen zwischen Gruppen (ebd.: 15f.). Den zentralen Streitpunkt bildet demnach auch die Kernfrage nach der relevanten Wirkungs- und Analyseebene sozialer Ungleichheit. Ist es die Mikroebene auf der subjektive Diskriminierung erlebt wird oder die Strukturebene, auf der benennbare und eingrenzbar Strukturkategorien soziale Ungleichheit hervorbringen? Die Uneinigkeit auf diese Frage konnte bereits in den soziologischen Theorien sozialer Ungleichheit identifiziert werden und bleibt bisher ungelöst (vgl. Kap. 2). Ob und welche Antworten innerhalb intersektionaler Analysen gefunden werden konnten, wird im weiteren Verlauf ersichtlich (vgl. Kap. 6.3.)

5.3. Zwischenfazit: Unterschiede und Charakteristika intersektionaler Auslegungen

Nach eingehender Betrachtung der historischen und politischen Entstehungshintergründe fällt auf, dass sowohl Unterschiede als auch Ähnlichkeiten in den lokalen Auslegungen von Intersektionalität geortet werden können. Diese Diskrepanz deutet sich auch in der Frage danach an, ob Intersektionalität (bereits) als Paradigma verstanden werden könnte. Wo Andrea Bührmann (2009) von einem 'vor-paradigmatischen' (ebd.: 30) Zustand ausgeht, sieht Katharina Walgenbach (2010) Intersektionalität bereits als ein Paradigma.

Walgenbach (2012), Knapp (2005) und viele weitere soziale Bewegungen und theoretische Auseinandersetzungen konnten deutlich zeigen, dass Intersektionalität kein reiner US-Import ist, sondern aufgrund vielfältiger Wurzeln, auch im deutschsprachigen Raum Relevanz hat. Die deutlichsten Unterschiede zeigen sich dennoch bezogen auf den Ursprung des Konzept, was sich teilweise auf den theortraditionellen Hintergrund der jeweiligen geographischen Räume zurückführen lässt. Aufgrund der starken Prägung des US-amerikanischen Raums durch den identitätspolitischen *Black Feminism*, bilden dort Empowerment, politischer Aktivismus und faktische Auswirkungen auf die Lebensbedingungen von *women of color* das Erkenntnisinteresse. Relativ einvernehmlich wurden die Ungleichheitskategorien *race*, *class*, *gender* als besonders relevant eingestuft, wobei *sexuality* und *nationality* mittlerweile eine immer größere Rolle spielen (vgl. Lutz 2001: 222). Die wissenschaftliche Vorgehensweise macht von Diskriminierung betroffene Frauen zu den Hauptakteur*innen und bleibt zu Beginn tendenziell auf einer mikroanalytischen Ebene. Auffallend für die US-amerikanischen Raum ist außerdem die Nähe zur Rechtswissenschaft.

Der deutschsprachige Raum ist aufgrund seiner deutlich stärkeren poststrukturalistisch-dekonstruktivistischen Prägungen identitätskritischer und orientiert sich schwerpunktmäßig an der Dekonstruktion von Ungleichheitskategorien. Aufgrund dessen lässt sich eine hitzige Debatte um die relevant gesetzten Ungleichheitskategorien vernehmen, die die Gefahr erneuter Exklusionen und Hierarchisierungen vermehrt thematisiert (Lutz 2001, Winker/Degele 2010, Walgenbach 2012). Die materialistische Tradition des deutschsprachigen Raums wird außerdem durch das verstärkte Interesse an sozialen Strukturen sozialer Ungleichheit deutlich (vgl. Knapp 2003; 2013, Klinger 2005; 2008, Becker-Schmidt 2007; 2013). Charakteristisch ist zudem, dass das Augenmerk in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung auf der Konzeptualisierung von Dynamiken, Verschränkungen und Wechselwirkungen verschiedener Ungleichheitskategorien und sozialer Strukturen liegt (vgl. Davis 2003: 26). Davis kommt zu dem Schluss, dass die Auseinandersetzung für beide Seiten des Atlantik konstruktiv ist. Die europäische Debatte liefere

methodologische, komplexere und auf die Dynamik der Kategorien achtende Vorgehensweisen, vergesse hingegen schneller auf den politischen Kontext und die Analyse der eigenen machtvollen Position. Die Auseinandersetzungen im US-amerikanischen Raum bilden dabei das Spiegelbild (ebd.: 28ff.).

Aufgrund der ausführlichen Betrachtung der kritischen Auseinandersetzung mit hegemonialen Theorien (vgl. Kap. 2, 3 und 4) und Rahmenbedingungen für das Aufkommen von Intersektionalität (vgl. Kap. 5), sowie einschlägiger Literatur, konnten trotz diverser Ungleichzeitigkeiten, vier gemeinsame Charakteristika ausgemacht werden, die die intersektionale Analyse sozialer Ungleichheit kennzeichnen. Offensichtlich ist erstens, dass Intersektionalität im Kern ein *politisches und gesellschaftskritisches Projekt* ist, das Macht- Herrschafts- und Normierungsverhältnisse in zentralen politischen Feldern thematisiert (vgl. etwa bell hooks 1981, Collins 1986; 1991, Carby 1982, Combahee River Collective 1983, Crenshaw 1989; 1991, Moraga/Anzaldúa 1991, Hall/Scott/Smith 1992, Walgenbach 2010). Für ein weiteres fundamentales Kennzeichen halte ich zweitens die ausführliche Befassung mit der Frage danach, *wer* von sozialer Ungleichheit betroffen ist, d.h. welche *Ungleichheitskategorien* (6.2.) relevant gesetzt werden. Wenn in diesem Zusammenhang auch die größte Unschlüssigkeit ausgemacht werden kann, so bildet genau diese ausgiebige und kontroverielle Diskussion ein zentrales Spezifikum intersektionaler Debatten (vgl. Kerner 2012b: 207, Lutz 2001). Für bezeichnend halte ich drittens die Bemühungen, die strikte Trennung von Mikro- und Makroebenen aufzugeben und soziale Ungleichheit auf mehreren *Wirkungs- und Analysedimensionen* (6.3) zu vermuten (vgl. Walgenbach 2010: 267, Kerner 2012b: 2009ff., Winker/Degele 2010, Lutz 2007a). Das populärste Charakteristikum intersektionaler Theorien mag wohl viertens, die Betonung von *Wechselwirkungen* (6.4.) dieser Ungleichheitskategorien und Wirkungs- und Analysedimensionen sein (vgl. Etwa Meulenbelt 1988, Kerner 2009a; 2009b; 2012, Winker/Degele 2009, Lutz 2001; 2007). Der Fokus intersektionaler Analysen sozialer Ungleichheit liegt auf der Beachtung des komplexen Zusammenspiels sozialer Ungleichheitskategorien und nicht auf der Addition oder Quantifizierung verschiedenster Ungleichheitskategorien.

6. Intersektionale Konzeptualisierung(en) sozialer Ungleichheit

Dieser Teil der Arbeit dient der Beantwortung der Frage nach Potenzial und Schwächen intersektionaler Ansätze im deutschsprachigen Raum. Die Debatte um den Gewinn in der Auseinandersetzung rund um Intersektionalität ist heterogen und kontroversiell. So wird Intersektionalität einerseits als die größte Errungenschaft der Frauen- und Geschlechterforschung gefeiert (Walgenbach 2012, Raab 2007, Davis 2013a; 2013b, Cho 2015, McCall 2005, Yuval-Davis 2010). Andererseits machen sich erhebliche Zweifel ob der Weitläufigkeit, Unvollständigkeit und

fehlenden -disziplinären, inhaltlichen, methodischen und definatorischen- Einheitlichkeit des Konzepts breit (vgl. Nash 2013, Bührmann 2009, Bilge 2013, Weinbach 2013).

Um die Frage nach Gewinn und Kritikpunkten des Konzepts der Intersektionalität für die Analyse sozialer Ungleichheit beantworten zu können, werden die eruierten gemeinsamen Charakteristika (vgl. Kap. 5.3) einzeln auf ihr Potenzial, sowie auf ihre (derzeitigen) Herausforderungen geprüft. Ein Charakteristikum der Auseinandersetzungen um Intersektionalität ist, dass es sich im Kern um ein *politisches und gesellschaftskritisches Projekt* handelt (6.1.). Als gewinnbringend kann der gemeinsame Fokus auf Macht-, Herrschafts-, und -Normierungsverhältnisse (6.1.1.) eingestuft werden. Europäische und deutschsprachige Debatten fallen allerdings zunehmend durch eine Entpolitisierung auf (6.1.2.). Zweitens kann die Frage nach den relevant gesetzten *Ungleichheitskategorien* als eine Schlüsselfrage intersektionaler Analysen gefasst werden (6.2.). Intersektionale Theorien und Ansätze zeichnen sich durch die (Diskussion über die) Erweiterung der Ungleichheitskategorien für die Analyse aus. (6.2.1.). Deutlich wird allerdings auch, dass Exklusionen, Gewichtung und Hierarchisierungen erneut eine tragende Rolle spielen (6.2.2.). Ein drittes Kennzeichen bilden *Wirkungs- und Analysedimensionen* sozialer Ungleichheit (6.3). Intersektionale Auseinandersetzungen ermöglichten multidimensionale Theoretisierungen (6.3.1.). Gleichzeitig kann vermerkt werden, dass die Gleichwertigkeit verschiedener Dimensionen noch keine Selbstverständlichkeit ist und daher nach wie vor eindimensionale Ansätze entwickelt werden (6.3.2.). Zu guter Letzt bildet das Interesse an der Konzeptualisierung von *theoretischen Modellen*, die *Wechselwirkungen* sozialer Ungleichheitskategorien und Wirkungs- und Analysedimensionen, ein grundlegendes Charakteristikum in der Debatte um Intersektionalität (6.4.)¹². Einerseits konnten sich komplexitätserfassende Ansätze entwickeln (6.4.1.), andererseits bleibt die Herausforderung dieser Aufgabe nicht unbemerkt (6.4.2.). In einem Zwischenfazit sollen die vorläufigen Ergebnisse der Analyse zusammengefasst werden (6.5.).

¹² Trotz dieser Charakteristika wird deutlich, dass es sich um eine ungleichzeitige, heterogene und kontroverse Debatte handelt und es daher nicht möglich ist, Schlüsse mit Anspruch auf Allgemeingültigkeit zu ziehen. Es musste eine starke Selektion der Ansätze stattfinden, die sich auf die populärsten und meist zitiertesten Ansätze im deutschsprachigen Raum beschränkt: (Klinger (2003); (2013), Knapp (2013), Klinger/Knapp (2007), Aulenbacher (2007), Becker-Schmidt (2007); (2013), Winker/Degele (2009), Walgenbach (2012), Lutz (2007), Kerner (2009a); (2009b); (2012), Raab (2007), Purtschert/Meyer (2010), Müntz (2008). Damit finden erneut lediglich gut etablierte Wissenschaftler*innen Platz in der Darstellung. Dieser Problematik konnte ich im Zuge der Arbeit leider nicht entgehen.

6.1. Politisches und gesellschaftskritisches Projekt

6.1.1. Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnisse

Intersektionalitätstheorien eint trotz unterschiedlichster disziplinärer, inhaltlicher und methodischer Zugänge, grundsätzlich ein gemeinsamer Orientierungsrahmen: Macht-, Herrschaft-, und Normierungsverhältnisse (Walgenbach 2012: 246, Erel et al 2007, Kerner 2009a, Purtschert/Meyer 2010: 134f., Weber 2015). In Anbetracht der ausführlichen Betrachtung der historischen, politischen, theoretischen Entstehungs- und Rahmenbedingungen von Intersektionalität (vgl. Kap. 5), mag der gemeinsame Orientierungsrahmen nicht überraschen. Trotz allem ist nicht selbstverständlich, dass Intersektionalität in Abgrenzung zu anderen Konzepten wie Diversity oder Gender Mainstreaming, deren Fokus (auch) das Vorhandensein multipler Identitäten ist, nicht darauf abzielt, Differenzen und Vielfalt hervorzuheben (vgl. Walgenbach 2010: 245). Vielmehr wird davon ausgegangen, dass eine unkritische und herrschaftskonforme Betonung von Differenzen, erneut die Vorstellung über Unterschiede erzeugt¹³ (Münst 2008: 44f.). Der theorieperspektivische Gewinn einer intersektionalen Vorgehensweise kann folgendermaßen zusammengefasst werden:

“Die Nachzeichnung der ‘vielfältigen Genealogien’ stellt eine wichtige Herausforderung für die theoretische Begründung von Intersektionalität dar, deren Stärke darin liegt, die Mehrstimmigkeit (sozialer Bewegungen) hörbar zu machen, sowie die Multidimensionalität (von Identitäten und sozialen Platzanweisern) sichtbar zu machen. Intersektionalität, so unsere These, hat das Potential, fortwährend für neue Auslassungen, Entnennungen und Exklusionen sensibel zu bleiben (...)” (Lutz/Herrera/Supik 2007: 13).

Diese Zielsetzung veranschaulicht, dass Auseinandersetzungen zur feministischen Epistemologie und Standpunkttheorie den theoretischen Rahmen dieser Entwicklung bilden und Intersektionalität mit einem herkömmlichen Wissenschaftsverständnis in einem kritischen Verhältnis steht (vgl. Kap. 3). Das Zitat hebt die politische Komponente hervor und unterstreicht die notwendige Fokussierung auf soziale Bewegungen und ihre Standpunkte. Auch die ‘Hörbarkeit’ sozialer Bewegungen ist Teil der Herausforderung, wodurch erneut auf Aspekte der diskurspolitischen und epistemologischen Intervention von Intersektionalität verwiesen wird (vgl. Purtschert/Meyer 2010: 131). Daraus folgt die Sichtbarmachung und Veränderung herrschender ungleicher Verhältnisse, die als eine grundsätzliche Aufgabe intersektionaler Auseinandersetzungen artikuliert wird. Im Unterschied zu den meisten, auch kritischen

¹³ ...und schon gar nicht mit dem Ziel der Produktionssteigerung in Betrieben (aus)nutzbar gemacht werden sollte.

Theorieproduktionen, macht sich Intersektionalität zum Ziel, für weitere 'Auslassungen, Entnennungen und Exklusionen' sensibel zu bleiben und diese konsequenterweise mithilfe des situierten (Erfahrungs-)wissens marginalisierter Gruppen aufzudecken und zu verändern. Entworfenen Theorien und Modelle müssen daher immer wieder auf Epistemologie und Validität geprüft werden: Was wird tatsächlich 'gemessen', wer wird gesehen und wer (unbeabsichtigt) ausgeschlossen?

"In einer grundsätzlichen und weiten Auslegung des Intersektionalitätskonzepts liesse sich somit behaupten, feministische Theorie sei in dem Maße kritisch, wie sie intersektional denkt, wobei Intersektionalität die ständige Reflexion auf die eigene hegemoniale Position bedeutet" (Purtschert/Meyer 2010: 134/135).

Entscheidend ist, dass hier der Aspekt der Normierungsverhältnisse aufgegriffen wird. Die Relevanzsetzung von Normierungsverhältnissen ist von weiteren Theorieprojekten wie den *Critical Whiteness Studies* und heteronormativitätskritischen Ansätzen geprägt (vgl. Kap. 3.1. Und Kap. 5.2.) und ist Potenzial und Forderung zugleich. Neben von der Norm Abweichende(s), rücken auch hegemoniale Positionen in den Fokus der Betrachtung. Unmarkierte, normierte Kategorien wie Männlich-Sein, Weiß-Sein, Heterosexuell-Sein sind normative Orientierungspunkte, die erst die Möglichkeit einer Abweichung von der Norm schaffen. Es müssen daher neben marginalisierten auch privilegierte, hegemoniale Positionen in den Vordergrund gestellt werden (vgl. Lorde 1993, Walgenbach 2012, Purtschert/Meyer 2010, Walby et al. 2012). Auch Sylvia Walby et al. (2012) geben zu bedenken, dass neben benachteiligten Gruppen auch dominierende Gruppen einen Teil der Gesamtheit der Unterdrückungssituation bilden. Sie plädieren dafür, rassistische oder gewaltausübende Personen und/oder Gruppen ebenfalls in die Analyse miteinzubeziehen (ebd.: 230). Das heißt in der Konsequenz, eigens verinnerlichte Herrschaftsverhältnisse und gewohnte Privilegien werden in intersektionalen Analysen als Bestandteil der Auseinandersetzung gesehen, konnten bisher aber noch nicht gänzlich in die Analyse integriert werden (vgl. Purtschert/Meyer 2010: 133ff., Walby 2012: 230)

Immer wieder kommt außerdem die Frage nach einer einheitlichen theoretischen Perspektive auf. Wie bereits mehrmals deutlich wurde, gab es in der Vergangenheit verschiedenste feministische Theorieperspektiven auf soziale Ungleichheit, die sich teilweise stark unterscheiden (vgl. Kap. 4). Davis (2013a) macht darauf aufmerksam, dass ein Grund für den Erfolg von Intersektionalität, die Verknüpfung zweier, bis dato unvereinbarer feministischer Theorietraditionen sei. Die Lücke zwischen anwendungsorientierten Generalist*innen und theorieaffinen Spezialist*innen konnte aus ihrer Perspektive durch das gemeinsame Projekt 'Intersektionalität' geschlossen werden. Sowohl anwendungsorientierte politisch-aktivistische

Race/Class/Gender- Feminist*innen, mit ihrem Interesse an den materiellen und sozialen Lebensbedingungen betroffener Gruppen, als auch poststrukturalistisch-dekonstruktivistische Theoretiker*innen, die die Dekonstruktion von Ungleichheitskategorien und theoretische Konzeptualisierung dieser forcieren, würden Intersektionalität zusammen ausmachen (ebd.: 66ff.).

6.1.2. Entpolitisierung

Immer wieder wird die Gefahr einer Entpolitisierung von Intersektionalität thematisiert (vgl. Erel et al. 2007: 245, Castro Varela/Dhawan 2010, Gutiérrez Rodríguez 2011: 98, Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013: 18f. Bilge 2013). Zuweilen wird befürchtet, dass gegenwärtige Debatten und Ansätze wenig bis gar nichts mehr mit den ursprünglichen Anliegen des *Black Feminism* oder ähnlichen politisch-aktivistischen Forderungen zu tun hätten (vgl. Erel et al. 2007: 239, Chebout 2013: 55f.). Die eingehende Betrachtung des politischen Entstehungshintergrunds von Intersektionalität (vgl. Kap. 5) machte deutlich, dass diese, gerade aufgrund des eigen vorangetriebenen Wissens über machtvoll, exkludierende Diskurse und der Relevanzsetzung von Herrschaftsverhältnissen innerhalb der Wissenschaften, nicht von ihrer politisch-aktivistischen Ursprungsmotivation abgekoppelt werden darf. *Colorblindness* in (feministischer) Wissenschaft, Politik, Recht und öffentlichen Diskursen, sowie die Marginalisierung der Erfahrungsräume von *women of color* waren die zentralen Kritikpunkte des *Black Feminism* und dürfen nicht durch eine Fokusverschiebung auf akademisch-theoretisch abgehobene Debatten -geführt von privilegierten Frauen- abgelöst werden (vgl. Chebout 2013: 55f., Davis 2013b: 30f., Castro Varela/Dhawan 2010: 314, Bilge 2013). Sirma Bilge (2013) gibt zu verstehen, dass sie die Gefahr einer Neutralisierung des kritischen Potenzials von Intersektionalität, u.a. in den überhandnehmenden '*metatheoretical musings*' (411ff.) ortet. Sie kritisiert den *Mainstream* der europäischen Auseinandersetzungen, als verlagerte theoretische Debatten darüber, was Intersektionalität (nicht) sei und kaum auf empirischer Forschung aufbauend. Denn nicht die Debatte um eine einheitliche Definition von Intersektionalität sei von Relevanz, sondern vielmehr mehr die Auseinandersetzung damit, welche Rolle das Konzept in der Forschung einnimmt und welche Ergebnisse produziert werden (ebd.: 411). Dabei bezieht sie sich auf Jennifer Petzen (2012), die die Problemstellung folgendermaßen auf den Punkt bringt:

“In other words, there seems to be a lot of talk about how to do intersectionality and what is the best way to theorise it, but the ways in which it has been taken up and given a particular genealogy cause one to think about how intersectionality is actually being applied, and what its actual function is in academic circles” (ebd.: 295).

Damit bringt sie die Aufgabe zur Sprache, die kritischen Theoretiker*innen zukommt, nämlich Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnisse in der Wissenschaft wahrzunehmen und eigene Marginalisierungs- und Exklusionsprozesse zu reflektieren. Tatsächlich wird aber eine Entwicklung in Richtung Relativierung der intersektionalitätsimmanenten Rassismusanalyse geortet (vgl. Erel et al 2007: 247, Gutiérrez Rodríguez 2011, Chebout 2013: 57). Diese Problematik behandelt z.B. Gutiérrez Rodríguez in ihrem Text *'Intersektionalität - oder wie nicht über Rassismus sprechen'* (2011). Symptomatisch dafür scheint zu sein, dass weiße Frauen als Hauptakteur*innen darüber verhandeln, inwiefern Rassismus (und andere Ungleichheitsverhältnisse) relevant für die Analyse sei(en) (vgl. Winker/Degele 2009: 14). Bilge (2013) nennt diese Entwicklung *'whitening intersectionality'* (ebd.: 412). Nina Lykke (2003) formuliert ironisch, dass die europäische Auseinandersetzung um Intersektionalität mit ihrem Hang zum Poststrukturalismus zu einem "(...) pillow on which white feminists can rest their head without having to think through their own positions of power" (ebd. zit. nach Davis 2013b: 30f.) verkommen würden. Damit entfacht erneut die Frage nach dem Gelingen der Verbindung verschiedener Theorieperspektiven und den damit verbundenen Zielen. Unklar ist, wenn auch der Wunsch nach einer Verknüpfung von anwendungsorientierten Generalist*innen und theorieaffinen Spezialist*innen (vgl. Davis 2013a: 66ff.) vorhanden ist, ob und wie in der Praxis damit gearbeitet werden kann. Ist es möglich, sowohl politische Artikulation, als auch die Dekonstruktion von Ungleichheitskategorien voranzutreiben? Tove Soiland (2008) geht davon aus, dass diese beiden Theorietraditionen nicht miteinander vereinbar sind, sich letzten Endes sogar gegenseitig ausschließen. Sie orte eine Inkompatibilität, da früher oder später deutlich gemacht werden müsse, ob die "Persistenz von Ungleichheit in der mangelnden Artikulation eines Verhältnisses oder im Ausbleiben der Dekonstruktion von Kategorien verortet" (ebd.¹⁴) wird. Die Frage nach der Kompatibilität poststrukturalistisch-dekonstruktivistischer und identitätspolitischer Theorietraditionen bleibt bisher unbeantwortet.

Kritik kommt zunehmend aus postkolonialen Theorieansätzen. Denn über den Nationalstaat hinausreichende, globale Ungleichheiten, sowie die eigene Kolonialgeschichte bleiben speziell in deutschsprachigen intersektionalen Ansätzen meist unterbelichtet (vgl. Hagemann-White 2013, Dietrich 2007, Castro Varela/Dhawan 2010). Problematisch erscheint, dass Intersektionalität erneut eine "Darstellung 'Erster-Welt-Feministinnen' veranschaulicht, ohne sich mit dem 'Rest' zu beschäftigen oder gar den Stimmen der 'Dritten Welt' (...) Gehör zu

¹⁴ Bei diesem Zitat ist keine genaue Seitenangabe möglich, da dieser Text als ein Dokument ohne Seiteneinteilung auf *'quere//es-net. Rezensionsschrift für Frauen- und Geschlechterforschung'* veröffentlicht wurde.

verschaffen“ (vgl. Castro Varela/Dhawan 2010: 314). Postkoloniale Kritik gibt zu verstehen, dass die deutschsprachige intersektionale Perspektive zumeist imperial¹⁵ bleibt (ebd.: 315).

Intersektionalität wird damit selbst auf die elementarsten Bestandteile eines kritischen Wissenschaftsverständnis zurückgeworfen und steht erneut vor den Fragen, die bereits behandelt wurden: Welche Perspektive wird eingenommen, welches Wissen wird als Expertise herangezogen, wer definiert den Gegenstandsbereich und was ist überhaupt Ziel der Ungleichheitsanalyse? (vgl. Kap. 3.). Offensichtlich wird, dass diese formulierten Zielsetzungen und Standpunkte nicht lediglich aus einer theoretischen Positionen festgelegt, sondern vielmehr in der kritischen wissenschaftlichen Praxis fest verinnerlicht und integriert gehören. Es bedarf einer ständigen prozesshaften Überprüfung und Reflexion der eigenen wissenschaftlichen Praxis.

6.2. Ungleichheitskategorien

6.2.1. Konzeptionelle Erweiterungen

Aus intersektionaler Perspektive steht fest, dass es mehrere Gruppen gibt, die von sozialer Ungleichheit betroffen sind. Um welche es sich konkret handelt, wird allerdings kontrovers diskutiert. So gehen Klinger (2003), Knapp (2005; 2008), Klinger/Knapp (2007) von den drei Achsen der Ungleichheit: Klasse, Rasse, Geschlecht aus. Aulenbacher (2007) und Aulenbacher et al. (2012) gehen ebenfalls von diesen Strukturkategorien aus, differieren allerdings zwischen ‘Rasse’ und Ethnizität. Analysen, die sexuelle Orientierung, Heteronormativität, Alter, Körper und Disability als zentrale Statuszuweiser im gesellschaftlichen Gefüge herausstreichen, werden immer häufiger (vgl. Winker/Degele 2010, Krekula 2007, Heaphy 2007, Raab 2007). Aus Migrationsforschung und *Critical Whiteness* bzw. *Critical Race -Studies* mehren sich Forschungen über den Zusammenhang von Race, Ethnizität, Religion und Nationalität. Winker/Degele (2009) erweitern Klasse, Geschlecht, Rasse um die Strukturkategorie Körper, konzeptualisieren die relevant gesetzten Strukturkategorien allerdings breiter. Diese vier Strukturkategorien werden als Überkategorien verstanden, innerhalb derer Ungleichheitsverhältnisse wie Sexualität, Nationalität, Religion, Alter, Heteronormativität, *Disability* etc. ebenfalls mitberücksichtigt werden. Weitere Ansätze gehen noch differenzierter vor. Lutz/Wenning (2001) unterschieden sogar zwischen 13 bipolare Linien der Differenz voneinander: Geschlecht, Sexualität, ‘Rasse’/Hautfarbe, Ethnizität, Nation, Klasse, Kultur, Gesundheit, Alter, Sesshaftigkeit/Herkunft, Nord-Süd/Ost-West, gesellschaftlicher Entwicklungsstand und Besitz.

¹⁵ Hier wird deutlich, dass die Konzepte Intersektionalität und Interdependenz nicht synonym verwendet werden können, da Zweitere bewusst eine globale Perspektive einnimmt und sowohl die gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisse verschiedener Nationalstaaten, als auch die sozialer Akteur*innen innerhalb von Nationalstaaten forciert (Castro Varela/Dhawan 2010: 316).

Für vielversprechend halte ich weniger die Debatte um die 'wahren' Ungleichheitskategorien, als vielmehr die detaillierte Befassung mit dem Bedeutungsgehalt einzelner Ungleichheitskategorien. Besonderes Potenzial orte ich erstens in dem erneut entfachten Interesse daran, die gebräuchlichsten und teilweise in Misskredit gefallenen Ungleichheitskategorien 'Geschlecht' und vor allem 'Klasse' konzeptionell zu erweitern. Zweitens bestechen einige intersektionale Ansätze ohne Zweifel mit der Öffnung der Analyse für weitere Ungleichheitskategorien. Erfreulicherweise ist es aufgrund des großen Interesses an Wechselwirkungen, Interdependenzen und Intersektionalität möglich, auf einen großen Pool an einschlägiger Forschung zurückzugreifen. Die hier getroffene Auswahl der im Folgenden zusammengetragenen Ungleichheitskategorien ergibt sich aus bisherigen Theorieansätzen und empirischen Forschungsergebnissen, aus denen nachvollziehbare Anhaltspunkte für die Relevanz eben dieser Kategorien hervorgehen. In Anbetracht der vorgefundenen Analysen, lässt sich der Schluss ziehen, dass neben Gender, Race und Klasse zumindest auch Sexualität, Disability, Alter, Religion und Ethnizität eine nicht weniger zentrale Rolle auf einer strukturellen¹⁶ Ebene spielen können.

Im Unterschied zu manch herkömmlichem Ungleichheitsverständnis, wird soziale Ungleichheit und ihre Kategorien weder als ontologisch, positiv funktional, ahistorisch noch statisch gefasst. Intersektionale Analysen heben die gesellschaftliche Konstruktion von sozialen Ungleichheitskategorien hervor, weshalb diese immer in ihrer macht- und herrschaftspolitischen Einbettung berücksichtigt werden müssen (vgl. Walgenbach 2012: 62). Hier machen sich die ausführlichen Auseinandersetzung (de)konstruktivistischer Perspektiven in der Geschlechterverhältnissforschung bezahlt (vgl. Kap. 4.2.). Erneut muss darauf hingewiesen werden, dass in keinsterweise bestritten werden soll, dass soziale Konstruktionen tatsächliche Auswirkungen haben, da sonst die gesamte Auseinandersetzung um sozialer Ungleichheit nichtig wäre. Da diese Auswirkungen aber nicht homogen sind, benötigt es die Berücksichtigung der Intersektionen sozialer Kategorien (und deren Wirkungs- und Analysedimensionen). Für die folgende Darstellung der jeweiligen Bedeutungen und Relevanzsetzungen der einzelnen Ungleichheitskategorien, halte ich eine analytische Trennung für erforderlich, wenn auch im Sinne der Intersektionalität eben gerade von Wechselwirkungen unter diesen ausgegangen wird. Mitzubedenken ist daher, dass Ungleichheitskategorien in Realität stark in ihren Formen (vgl. Kerner 2009a: 42f.) und Dimensionen (vgl. Kerner 2009a, Winker/Degele 2010, Lutz 2007a, Walgenbach 2012) variieren und sich in ihren jeweiligen Wechselwirkungen mit anderen

¹⁶ Diese Verortung spielt deshalb eine wichtige Rolle, weil zwar Einigkeit darüber zu bestehen scheint, dass auf einer Mikro- und Mesoebene eine Vielzahl an relevanten Ungleichheitskategorien wirken, deren Eingrenzung nicht als sinnvoll erachtet wird. Allerdings gibt es Unstimmigkeiten darüber, ob Ungleichheitskategorien auf einer strukturellen Ebene eingegrenzt werden sollen bzw. überhaupt eingegrenzt werden können.

Kategorien schwächen, stärken oder erst wechselseitig bedingen. Zunächst sollen die relevant gesetzten Ungleichheitskategorien dargestellt werden, um später theoretische Ansätze und Wechselwirkungsmodelle vorstellen zu können (vgl. Kap. 6.4.).

Klasse

Trotz eines starken Bedeutungsverlustes und der anhaltenden Infragestellung der Aussagekraft von 'Klasse' als zentraler Strukturkategorie im deutschsprachigen Raum (vgl. Knapp 2005) bleibt die materialistische Theorietradition ersichtlich. Die meisten deutschsprachigen intersektionalen Theoretiker*innen beziehen sich weiterhin auf grundlegende Erkenntnisse der marxistischen Klassenanalyse und halten nach wie vor die Stellung im Produktionsprozess ausschlaggebend für die soziale Positionierung im gesamtgesellschaftlichen Gefüge. Im Zuge der Auseinandersetzung mit Intersektionalität konnten allerdings deutliche Erweiterungen in der Konzeptualisierung von Klasse erzielt werden.

Für Becker-Schmidt (2007: 68-71) ist die Klassenstruktur nicht vollständig anachronistisch, wenn sie auch einem gewissen Wandel unterliefe. Es könnten nach wie vor zwei Großgruppen voneinander unterschieden werden, die in sich allerdings stark ausdifferenziert sind. Nach wie vor bildet die Stellung im Produktionsprozess die ausschlaggebende Komponente für die Klassenzugehörigkeit. Kontinuität besteht dahingehend, dass deklassierte, 'anweisungsgebundene, körperliche' (ebd.: 68) Formen von Arbeit, im Produktionsprozess an spezifische Gruppen zugewiesen werden und Klassenlage damit erst hervorbringen (vgl. auch Klinger 2003: 27). Becker-Schmidts Konzeptualisierung zeugt allerdings von aktueller Brisanz, da sie gegenwärtige Risiken westlicher Gegenwartsgesellschaften wie Prekarisierung, steigende Arbeitslosigkeit und allumfassende Unsicherheiten am Arbeitsmarkt miteinbezieht. Die Positionierung im Erwerbssystem bzw. Klassenzugehörigkeit hängt nach ihr zudem stark mit sozialem Hintergrund, Ausbildungsmöglichkeiten und weiteren relevanten Arbeitsmarktkomponenten zusammen. Sie verweist auf die Notwendigkeit einer Erweiterung der Marx'schen 'Produktionszentriertheit' (Becker-Schmidt 2007: 70) und ortet einen sich vergrößernden Geltungsbereich von Klasse. Becker-Schmidt stellt neben dem Eigentum von Produktionsmitteln die Inhabung von Machtpositionen in den Vordergrund. Dabei handelt es sich um Positionen, innerhalb derer eigene Interessen durchgesetzt werden können (ebd.: 68ff.).

Klinger (2003: 26f.) verweist auf weitere relevante Aspekte bezogen auf Legitimationsstrategien von Klassenunterschieden. Im Gegensatz zu traditionellen Gesellschaften, stellt sich das Klassengefüge gegenwärtig weniger statisch dar, dennoch bleiben die gewünschten Mobilitätsprinzipien nach wie vor schwer erreichbar. Der Klassenantagonismus kann dabei als scheinbar überwindbare Differenzlinie im 'Inneren' (meint innerhalb eines Nationalstaates)

verstanden werden (ebd.: 27). Fatal an dieser Situation ist, dass die angepriesene Möglichkeit der Mobilität nach oben, rein auf individueller Leistungsbereitschaft und dem Ablegen eigener Mängel zu basieren scheint. Gelingt der Aufstieg nach oben nicht, wird die Schuld in dem Versagen des Subjektes gesucht und strukturelle Bedingungen außen vor gelassen. Klassenunterschiede basieren aber auf ungleichen, strukturellen Bedingungen und werden als mangelnde Leistungsbereitschaft auf einer individuellen Ebene vertuscht. Die Legitimationsgrundlage für Klassenunterschiede bildet dabei die Naturalisierung sozialer Ungleichheit (ebd.: 26f.).

Dass sich die Klassenzugehörigkeit neben der ökonomischen Komponente auch aus weiteren Dimensionen ergibt, konnte Bourdieu (1983) bereits zeigen. Gabriele Winker und Nina Degele (2010: 42-44) folgen Bourdieus Kapitalsorten in ihrer Konzeptualisierung von Klasse. Auch aus diesem Verständnis gibt die Stellung im Produktionsprozess Auskunft über die Klassenzugehörigkeit, diese ergibt sich nach den Autorinnen allerdings aufgrund dreier Ressourcen. Die erste Komponente bilden dabei ökonomische Ressourcen, wie Vermögen, Geld und Besitz. Kulturelle Ressourcen zeigen sich über Bildung und Beruf. Soziale Netzwerke und Beziehungen können als soziale Ressourcen eingestuft werden. Alle drei Ressourcenformen stehen miteinander in Verbindung, bündeln sich in jedem Leben unterschiedlich und sind für die Stellung im Produktionsprozess ausschlaggebend (ebd.: 42ff.).

Bereits in dem Versuch der Bestimmung einzelner Kategorien wird das Problem der isolierten Darstellung ersichtlich, denn Alter, Geschlecht, Religion, *Race*, *Disability* sind soziale Merkmale, die ebenfalls eine bedeutende Rolle für die Positionierung im Erwerbssystem einnehmen.

Geschlecht/Sexualität/Zweigeschlechtlichkeit/Heteronormativität

Intersektionalität lenkte die Aufmerksamkeit auf Differenzen *innerhalb* der gleichen Genderkategorie, weshalb tiefgreifende Auseinandersetzungen mit der Frage nach der Kernessenz der Kategorie 'Geschlecht/Gender' verzeichnet werden können. Als besonderes Potenzial der deutschsprachigen Intersektionalitätsdebatte erachte ich das Interesse an der Frage, ob Geschlecht rein basierend auf der Einteilung der Menschen in zwei Genus-Gruppen ausreichend theoretisiert werden kann oder nicht vielmehr erst durch die Bezugnahme auf andere Kategorien verstehbar ist. Einerseits wird in der Konzeptualisierung von Geschlecht die Nähe zur materialistischen Theorietradition im deutschsprachigen Raum des Öfteren sichtbar. Nach wie vor spielt aus dieser Perspektive Arbeit im erweiterten Sinn *die* zentrale Rolle, da sie als geschlechterkonstituierend gilt und davon ausgegangen wird, dass sich daraus erst Geschlechtscharaktere institutionalisieren konnten (vgl. Kap. 4.1.). Geschlecht wird hier meist in wechselwirkender Abhängigkeit zu Klasse erwähnt. Andererseits lässt sich ein weiterer

Diskursstrang erkennen, der besonders auf die strikte Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität/Sexualität in Zusammenhang mit Geschlecht verweist (vgl. Raab 2007, Dietze 2006, Hartmann et al. 2007, Weber 2001, Butler 1991, Heaphy 2007, Winker/Degele 2010). In beiden Herangehensweisen werden strikte Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität tendenziell als Teil des Ungleichheitsverhältnisses 'Gender' verstanden. Es lässt sich eine theoretische Nähe zu Butler (1991) feststellen, die zu beweisen versuchte, dass Geschlecht(-szuschreibung) in einem starken Abhängigkeitsverhältnis zu (Hetero-)Sexualität bzw. Heteronormativität steht. Nach ihr bedingt sich beides gegenseitig und schafft erst gemeinsam eine Geschlechtsidentität (ebd.: 22ff.). Die folgenden Konzepte sollen Aufschluss über den derzeitigen Stand der Debatten geben.

Klinger (2003: 29ff.) versteht Geschlecht als gesellschaftliches Strukturelement, das hohe Relevanz bezogen auf die soziale und biologische Reproduktion der Gesellschaft aufweist. Speziell Frauen würden körperliche Arbeit leisten, die als dunkel und 'schmutzig' eingestuft wird (ebd. 29). Nicht nur die Fortpflanzung, sondern auch mentale, manuelle und emotionale (von Klinger als 'Liebes-Dienst' bezeichnet) Formen von Arbeit sind zentraler Bestandteil der Kategorie 'Geschlecht'. Sie sieht Sexualität als einen verlängerten Arm von Geschlecht, der sich besonders durch den 'Liebes-Dienst' auszeichne und noch weiter von 'produktiver' Arbeit entfernt sei, als Geschlecht selbst. Sexualität nimmt daher eine Sonderstellung ein, wird aber nicht als eigenständige Strukturkategorie gefasst (vgl. 30ff.).

Becker-Schmidt (2013: 118ff.) fasst unter 'Geschlecht' die Aufteilung von Menschen in zwei Genus-Gruppen zusammen, für dessen Zuordnung andere soziale Merkmale (etwa Alter, Ethnizität etc.) keine Rolle spielen. Zentral ist, dass das Geschlechterverhältnis ein relationales und daher durch gegenseitige Abhängigkeit und Rangordnungen charakterisiert ist (ebd.: 118). Becker-Schmidt (2007: 64ff.) legt den Fokus besonders auf die Statuszuweisung verschiedener Personen(gruppen) und betont die maskuline Überordnung gegenüber der femininen Unterordnung. Sie verweist außerdem auf hartnäckige Geschlechterkonstruktionen und Stereotype die vorgeben, welche Verhaltensweisen, Fähigkeiten und Defizite für die einzelnen Gruppen adäquat erscheinen und haben wiederum erheblichen Einfluss auf die Statuszuweisung. Die Rangordnung der Geschlechter wird auch hier auf die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit bzw. Erwerbsarbeit- und Reproduktionsarbeit zurückgeführt (ebd.: 64ff). Becker-Schmidt (2013) führt außerdem die Ebene¹⁷ der symbolischen Ordnung, auf der 'Gender' eine höchst zentrale Rolle spiele. Auf dieser Ebene ortet sie außerdem Zweigeschlechtlichkeit als einen wesentlichen normativen Orientierungspunkt (ebd.: 119).

¹⁷ Auf die verschiedenen Wirkungs- und Analysedimensionen wird weiter unten eingegangen (vgl. Kap. 6.3.)

Für Winker/Degele (2009: 44ff.) umfasst die Kategorie 'Geschlecht' auch 'Sexualität', da sie, orientiert an Butler, eine Trennung der wechselwirkenden Kategorien als nicht sinnvoll erachten (ebd.: 45). Diese Kategorie beinhaltet sowohl Heteronormativität, als auch strikte Zweigeschlechtlichkeit: "Geschlecht bezeichnet die binäre Mann-Frau-Unterscheidung sowie die naturalisierte, d.h. unhinterfragte und selbstverständlich gemachte Heterosexualisierung im Geschlechterverhältnis" (44). Auch hier wird ein starkes Wechselverhältnis mit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und damit der Ungleichheitskategorie 'Klasse' vermutet (ebd.: 46).

In manchen Ansätzen wird Sexualität als ein eigenständiges, wenn auch stark mit Gender wechselwirkendes, Ungleichheitsverhältnis verstanden. Brian Heaphy (2007) verweist auf die Unsichtbarkeit nicht-heterosexueller Menschen, ihrer Erfahrungen und Lebensformen und macht deutlich, dass beide Kategorien, sowie ihre Kombinationen entscheidende Auswirkungen auf den Zugang zu materiellen, sozialen und kulturellen Ressourcen, sowie die soziale Ordnung und Macht bzw. Widerstand haben (ebd.: 195). Auf Ansätze, die die Nicht-Beachtung von Sexualität mit dem Argument 'Sexualität sei Privatsache' begründen, antwortet Heaphy mit dem Slogan der frühen Frauenbewegung 'das Private ist politisch' und macht deutlich, dass Gesellschaft in Form von sozialen, kulturellen, historischen und politischen Einflüssen alle Lebenssphären durchdringt und das Private somit niemals kein Teil des soziologischen Interesses sein könnte (ebd.: 196).

Unbestreitbar sind Geschlechtsstereotype, Heteronormativität und strikte Zweigeschlechtlichkeit auch gegenwärtig normative Orientierungspunkte, von denen Menschen in unterschiedlichen Formen betroffen sind. Intersektionale Ansätze gehen davon aus, dass Geschlechterkonzepte sich aufgrund wechselwirkender Ungleichheitskategorien wie Klasse, Religion, *Race*, Sexualität etc. verstärken oder verringern und jeweils eine spezifische, nicht direkt vergleichbare Qualität ausbilden. Walgenbach/Dietze/Hornscheidt/Palm (2012) machen daher den Vorschlag, Gender nicht mehr als eigenständige, sondern vielmehr als interdependente Kategorie zu konzeptualisieren. Damit soll der Vorstellung eines genuinen Kerns einzelner sozialer Kategorien, sowie der oft unbewusst betriebenen Addition von Ungleichheitskategorien entgegengewirkt und das Verständnis über die Relevanz von Wechselwirkungen verstärkt werden (vgl. Walgenbach 2012: 23, 61f.). Walgenbach verweist nachdrücklich auf die Konstruktion sozialer Kategorien und darin enthaltene Macht- und Herrschaftsverhältnisse und versteht Gender als durch materielle Strukturen konstituiert, aber in starker Abhängigkeit zu sozialen, geographischen und historischen Zusammenhängen stehend (ebd.: 62). Gender alleine hätte aus dieser Perspektive keine Aussagekraft mehr, denn interdependente Kategorien sind folglich relational und daher *nur* in Zusammenhang mit anderen Ungleichheitskategorien erklärbar (62f.). Diese Konzeptualisierung kommt den ursprünglichen Bedenken und Forderung von *women of color*, die

sich auf ihre *spezifischen*, nur auf Wechselwirkungen basierende (Diskriminierungs-)Erfahrungen beriefen, ziemlich nahe. Auch Walgenbach sieht Heteronormativität und strikte Zweigeschlechtlichkeit als wichtige Strukturen, die die westliche Gegenwartsgesellschaft stark prägen. Offen bleibt in den meisten klassischen (intersektionalen) Ansätzen, wie sich *Transgender-Personen* bzw. Personen, die sich weder zu dem einen, noch zu dem anderen Geschlecht zugehörig fühlen, in die Kategorie 'Geschlecht' inkludieren lassen. Im Unterschied zu der meist binär-codierten Kategorie 'Geschlecht' spricht sie von einer multidimensionalen Machtmatrix, innerhalb derer Positionen von Frauen, Männern und 'Außerhalb-der-zweigeschlechtlichen-Ordnung-Positionierte' (ebd.: 62) erfasst werden könnten.

Körper/Alter/Disability

Ein weiter gewinnbringender Diskursstrang, setzt sich verstärkt mit den Ungleichheitskategorien Alter (Krekula 2007, Heaphy 2007, Winker/Degele 2010), *Disability* (Raab 2007, Winker/Degele 2010) und Körper (Winker/Degele 2010), oft in Verbindung mit Heteronormativität und Sexualität, auseinander. Heaphy (2007) betont die Relevanz des oft vernachlässigten Ungleichheitsverhältnisses 'Alter' und verdeutlicht, dass sowohl Geschlecht als auch Sexualität einen bedeutenden Einfluss auf das Altern und das spätere Leben haben (ebd.: 207). Auch Clary Krekula (2007) zeigt die Relevanz der Berücksichtigung der Wechselwirkungen von Alter und Geschlecht schlüssig auf. Sie macht darauf aufmerksam, dass besonders ältere Frauen nach wie vor aus der Geschlechterforschung exkludiert werden (ebd.: 155ff.). Auch *Disability* wurde immer wieder als wichtiger Statuszuweiser erwähnt, fand in bisherigen Analysen allerdings wenig Aufmerksamkeit. Das *Disability* alleine allerdings nicht ausreicht, um die Position einer Person mit körperlicher Beeinträchtigung im gesellschaftliche Gefüge zu erkennen, macht Heike Raab (2007) deutlich, in dem sie auf die Relevanz der Wechselwirkungen von Geschlecht, Heteronormativität und *Disability* als entscheidende Aspekte für die gesellschaftliche Positionierung aufmerksam macht.

Winker/Degele (2009: 49ff.) machen den Vorschlag die Kategorie 'Körper' als vierte Strukturkategorie zu theoretisieren, die die Dimensionen Alter, körperliche Fitness und *Disability* enthält. Sie machen deutlich, dass ähnlich wie Klinger (2003: 26f.) bezogen auf Klasse auch bei der Strukturkategorie Körper die Eigenständigkeit und das individuelle Leistungsmoment im Vordergrund stehen. Winker/Degele verweisen außerdem auf die Relevanz von körperlicher Fitness und Gesundheitszustand. *Bodyismen* bezeichnen solche Herrschaftsverhältnisse, die auf körperlichen Merkmalen wie Attraktivität, Gesundheitszustand, körperlicher Verfasstheit, Alter etc. beruhen. Sie verweisen auf den starken Zusammenhang von Körper, auf die Stellung im Produktionsprozess (ebd.: 51ff.).

Race/'Rasse'/Ethnizität/Religion

Wie deutlich bereits wurde, ist der deutschsprachige Raum durch eine besonders schwierige Auseinandersetzung mit dem Begriff 'Rasse' gekennzeichnet (vgl. Kap. 5.2.2.). Einigkeit scheint darüber zu bestehen, dass die Legitimationsgrundlage für soziale Ungleichheit aufgrund von *Race* auf der Biologisierung dieser liegt (vgl. Winker/Degele 2010: 48f, Klinger 2003: 27ff., Becker-Schmidt 2007: 67f.). Welche Differenzmarker und Prinzipien es aber sind, die das 'Fremde', 'Andere' markieren, wird unterschiedlich interpretiert.

Für Klinger (2003: 27ff.) ist der äußerliche Fremdheitsaspekt in Bezug auf Rasse zentral. Neben der Abgrenzung gegenüber dem 'Fremden', spielt auch Aneignung und Ausbeutung nach Logiken der Kolonialisierung und Postkolonialisierung eine zentrale Rolle (ebd.: 27)¹⁸. Auch Becker-Schmidt (2007: 67f.) sieht eine Vergleichbarkeit mit kolonialer und postkolonialer Vergangenheit, die soziale Ungleichheit aufgrund von Hautfarbe biologisiert. Sie geht von verschiedenen Formen von Diskriminierungen wie Gleichgültigkeit, Missachtung, Verachtung und Hass, aus. Diskriminierung aufgrund von 'Rasse' steht in Abhängigkeit zur 'eigenen' Gruppe. Nach ihr richtet sich der Hass gegen Alterität, denn es wird die eigene Einzigartigkeit in Frage gestellt. Bei rassifizierter Ungleichheit handelt es sich um eine besonders gewaltvolle Unterdrückung, die bis hin zu Enthumanisierung und Vernichtung führen kann (ebd.: 67f.). Becker-Schmidts (2007) Konzeptualisierung von 'Ethnie' weist Ähnlichkeiten zu dem Herrschaftsverhältnis Ethnozentrismus auf. Hier spielt weniger die konkrete Hautfarbe die zentrale Rolle, als mehr kulturelle Traditionen, Religion, Formen des Patriarchat, die soziale Zusammensetzung der Bevölkerung, sowie politische und ökonomische Entwicklungen. Es entwickelt sich ein 'Superioritätsgefühl der Masse der Einheimischen' (ebd.: 66f.) das Überlegenheit suggeriert. Durch die Unterscheidung in das 'Eigene' und das 'Fremde', in Mehrheit und Minderheit entstehen zwei 'feindliche' Gruppen: *in-group* und *out-group*. Irrtümlicherweise wird dadurch ein verstärktes Gefühl der Homogenität innerhalb beider Gruppen ausgelöst, welches teilweise Verschiebungen von Werthaltungen mit sich bringen kann. Für die *out-group* gilt, dass gemeinsame Erfahrungen von Ausgrenzung, Solidarität und Zusammenhalt auslösen und ethnische Selbstzuschreibungen sowie traditionelle kulturelle Verhaltensmuster verstärkt werden können. Becker-Schmidt betont nachdrücklich, dass beide Gruppen tatsächlich nicht homogen sind. Eine Gefahr sieht sie darin, dass alles was innerhalb der eigenen Gruppe abgelehnt wird, in die andere Gruppe projiziert wird, wodurch zwei feindliche Lager entstehen können (ebd.: 67).

¹⁸ Walgenbach (2012) wendet ein, dass aus diesem Verständnis, von Rassismus betroffene Menschen immer geopolitisch Außenstehende sein müssten. Antisemitismus, Antiziganismus, 'Schwarze Deutsche' etc. können so nicht erfasst werden (ebd.: 54)

Das Ungleichheitsverhältnis Religion findet zunehmend Bedeutung in intersektionalen Analysen, wurde allerdings längere Zeit gänzlich ausgespart. Katrine Smiet (2015) betont, dass Religion von Beginn der politischen (nicht-akademischen) Auseinandersetzung über Intersektionalität eine zentrale Rolle spielte. Smiet verweist auf eine der ersten Frauen, Sojourner Truth, die auf die Relevanz von religiöser Zugehörigkeit bezogen auf Diskriminierung und den gemeinsamen Erfahrungshorizont Schwarzer Frauen verwies. Diese wurden im intersektionalen Diskurs stark ausgeblendet. Sie macht deutlich, dass Religion und *Race* nicht separat voneinander betrachtet werden können und ortet zentrale Überschneidungspunkte von *Race* und Religion in gegenwärtigen Formen von Rassismus. Religiöse Differenzen seien rassifiziert, weshalb sie davon ausgeht, dass diese Analysen Diskriminierung und Exklusion zum Vorschein bringen würden (ebd.: 17). Sie verweist auf L. Medovois (2012) Analysen zu Islamophobie und Rassismus. Dieser unterscheidet zwei Formen von Rassismus: Die *color line* kann als 'klassischer' Rassismus bezeichnet werden und bezieht sich auf biologische und phänotypische 'Unterschiede'. Die *dogma line* hingegen, beinhaltet die Relevanzsetzung von Differenzen bezüglich Glaube und Religion. Als Beispiel zeigt Medovoi Antisemitismus auf. Zwar hat ein Großteil der Juden und Jüdinnen weiße Hautfarbe, dennoch werden sie als 'different' gesehen. Den als zentral erachteten Unterschied macht dabei die ideologische, religiöse Position. Rassismus wäre aus diesem Verständnis nicht zwangsläufig alleine auf nicht-weiße Personen bezogen, sondern kann sich auch auf Menschen mit einem bestimmten Glauben oder der Angehörigkeit zu einer bestimmten 'Kultur' richten (vgl. Smiet 2015: 17, Medovoi 2012: 67). Religion und Ethnizität wären demnach Beispiele für die von Medovois identifizierte *dogma line*. Ähnliche Analysen zu neuen Formen von Rassismus wie Neorassismus, kultureller Rassismus und Rassismus ohne 'Rassen' lassen sich auch in Texten von Balibar (1991) oder Harrison (2002) finden (vgl. Smiet 2015: 17). Beverly Weber (2015) macht ebenfalls darauf aufmerksam, dass Religion eine zentrale Rolle spielt, um *Race* erfassen zu können. Auch sie ortet Islamophobie als einen zentralen Gegenstand der Diskriminierung und verweist auf das Zusammenwirken der Kategorien *Race*, Religion und Geschlecht.

Winker/Degele (2009: 47ff.) theoretisieren die Strukturkategorie 'Rasse' breiter als die bisherigen Theoretikerinnen. Für die Rassifizierung von Menschen spielen neben der Hautfarbe auch Körperkonstitution, Ethnie, Religion und Weltanschauung eine bedeutende Rolle (ebd.: 48). Auch in dieser Konzeptualisierung kommt dem Verhältnis von Peripherie und Zentrum Relevanz zu, womit die Marginalisierung bestimmter Gruppen und Regionen gefasst werden soll. Flucht und Migration werden durch diese Konzeptualisierung ebenfalls beachtet. Winker/Degele verweisen außerdem auf die starke symbolische Komponente von zu "Rassen" gewordenen Menschen' (Weiß 2001a: 29 zit. nach Winker/Degele 2009: 47) und verweisen auf die Entwicklung der gängigen

Kategorisierung der 'geduldeten' Menschen. Winker/Degele sehen zudem eine ausgeprägte Wechselwirkung zur Strukturkategorie 'Klasse' (ebd.: 48).

6.2.2. Exklusion, Gewichtung und Hierarchisierung

Verschiedene Herangehensweise stellen zwar grundsätzlich kein Problem dar, im Gegenteil, intensive Diskussionen können durchaus erfrischend und gewinnbringend sein. Für problematisch halte ich die Entwicklung allerdings dann, wenn diese Frage zur wiedergekehrten, unlösbaren Frage nach 'Klasse oder nicht' wird und sich daraus erneut zwei 'feindliche' Lager bilden (vgl. Kap. 2). Es handelt sich nach wie vor um zwei unterschiedliche Antworten auf die Frage danach, ob die Analyse sozialer Ungleichheit ergiebiger ist, wenn eine objektiv festlegbare Anzahl an Strukturgebern (Klasse, Geschlecht, *Race*) angenommen wird, oder verschiedenste, kontextspezifische Ungleichheitskategorien Teil der Analyse sein können. In den Debatten um die relevanten Ungleichheitskategorien, handelt es sich implizit um die Diskussion nach eigenen Exklusionsprozessen. Gibt es tatsächlich eine objektiv festlegbare Anzahl an gesellschaftsstrukturierenden Ungleichheitsverhältnissen oder werden aufgrund von eigener Standortgebundenheit, Ignoranz und Privilegien bestimmte Kategorien relevanter als andere gesetzt?

Ansätze der zweiten Gruppe zweifeln an zu eng gefassten Modellen und befürchten erneute Exklusionen und Ausgrenzungen dadurch. Aus dieser Perspektive wiederholen sich genau in dieser Eingrenzung Exklusionsprozesse, auf die gerade die politischen Entstehungshintergründe von Intersektionalität aufmerksam gemacht haben (vgl. Purtschert/Meyer 2010, Lutz 2001). Diese (meist gesellschaftstheoretische) Fokussierung auf *Race*, Geschlecht und Klasse (teilweise auch Sexualität) wird deshalb gelegentlich als das immer gleiche, unreflektierte *Mantra* (vgl. Brown 1995: 61) bezeichnet. Aus postkolonialer Perspektive formulieren Castro Varela und Dhawan in Anlehnung an Robbins (2005), "(...) dass die mechanische Wiederholung der *race/class/gender*-Formel ein Problem der Universalisierung und damit der Depolitisierung des Politischen darstellt" (ebd.: 316).

Umgekehrt sehen Ansätze, die eine Eingrenzung gesellschaftsstrukturierender Prinzipien für unumgänglich halten, das Problem in der unendlichen Aufzählung von, auf der Subjektebene relevanten Kategorien. Diese Form der Aufzählung wird von Butler ironisch als 'ect.-Kategorien' bezeichnet (vgl. Butler 1991: 210). Sie beschreibt damit den Wunsch nach vollständiger Auflistung und der Vermeidung von Exklusionen und macht deutlich, dass aufgrund der Fülle an Subjektbeschreibungen, unweigerlich einige Kategorien als 'etc.' angeführt werden müssen. Bei dieser offenen Vorgehensweise, wird die Gefahr einer unkritischen, willkürlichen Erweiterung von

Ungleichheitskategorien befürchtet (vgl. etwa Klinger 2003, 2013). Spürbar ist außerdem eine gewisse Angst, dass durch die Erweiterung der 'Liste' von Ungleichheitskategorien, höchstzentrale und langerkämpfte Kategorien wie Gender (vgl. Rendtorff 2013, Knapp 2005) oder *Race* (vgl. Weber 2015: 22, Gutiérrez Rodríguez 2011, Erel et al 2007, Chebout 2013) erneut an Relevanz als eigenständige (Struktur)kategorien und damit an Gewichtung verlieren. Immer wieder werden Stimmen von *women of color* laut, die in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen um Intersektionalität, die 'Ursprungskategorie' *Race* untergehen und erneut weiße Frauen über 'Schwarze Angelegenheiten' verhandeln sehen (vgl. Weber 2015, Erel et al. 2007, Castro Varela/Dhawan 2010, Gutiérrez Rodríguez 2011, Chebout 2013) (vgl. Kap. 6.1.2.).

Deutlich wird zudem, dass es neben der Anerkennung verschiedener Ungleichheitskategorien auch eine Frage der Gewichtung dieser ist. Handelt es sich z.B. bei strikter Zweigeschlechtlichkeit, Heteronormativität und Sexualität um Komponenten der Überkategorie 'Geschlecht' oder um eigenständige Kategorien? Welche Gewichtung kommt diesen Komponenten zu? In welchem Verhältnis stehen sie zueinander? Unweigerlich stellt sich die Frage, ob einzelne Kategorien überhaupt einen genuinen Kern haben und ohne Relationen zueinander vorfindbar sind (vgl. Walgenbach et al. 2012).

Nach wie vor bleibt die Beantwortung der Frage ausständig, wer eigentlich festlegen darf, was gerechtfertigte Debatteninhalte, Exklusionen und Kritikpunkte von Intersektionalität sind und was nicht. Im Sinne von feministischen Epistemologien und Standpunkttheorien, sollten hier nicht der Dominanzkultur zugerechnete Frauen im Fokus der Betrachtung stehen und theoretische Positionen mit empirischen Analysen unterfüttert werden. Damit einhergeht die notwendige Reflexion der eigenen hegemonialen Position.

6.3. Wirkungs- und Analysedimensionen

6.3.1. Multidimensionalität

Eine *der* zentralen Fragen der Ungleichheitsanalyse ist nach wie vor, auf welchen Dimensionen soziale Ungleichheit nun wirkt. Damit stieß die klassische soziologische Ungleichheitstradition aufgrund ihrer unproduktiven Eindimensionalität und unerbittlichen Zweigespaltenheit auf ihre Grenzen (vgl. Kap. 2). Zwar konnten auch einige verbindende Ansätze verzeichnet werden, wie z.B. Pierre Bourdieus Lebensstilansatz (Kap. 2.1.3), weitere Lebensstil- und Milieuansätze (Kap. 2.2.1.) und Ansätze aus der späteren Genderforschung, wie sie bspw. Regina Becker-Schmidt (Kap. 4.2.) oder Eva Cyba (Kap. 4.5) vorlegte, dennoch wird in der herkömmlichen Vorgehensweise meist lediglich eine Ebene -Mikro- oder Makro- relevant gesetzt. Ein zentrales Charakteristikum des Paradigmas Intersektionalität ist nach Walgenbach (2010), soziale Ungleichheit auf verschiedenen

Wirkungsebenen zu orten und in die Analyse miteinzubeziehen (ebd.: 267). Gewinnbringend erscheint in jedem Fall die Überwindung der eindimensionalen Ansicht über die strikte Trennung verschiedener Ebenen zugunsten der Erweiterung auf verschiedene Wirkungs- und Analysedimensionen. Im Folgenden werden daher einige vielversprechende Auseinandersetzungen vorgestellt.

Ina Kerner (2009a; 2009b; 2012) sieht drei relevante Dimensionen sozialer Ungleichheit und bezieht sich dabei auf Patricia Hill Collins (2000 [1991]) Konzept der *matrix of domination*. Jede dieser *matrix of domination* besteht aus einem wesenseigenen Arrangement von wechselwirkenden Unterdrückungs-Systemen und unterliegt einer spezifischen Macht-Organisation (vgl. Kerner 2012: 214f, Collins 2000: 298f.). Collins rückt vier Aspekte in den Vordergrund: Auf der ersten Ebene werden *strukturelle Aspekte* wie Gesetze, Institutionen etc. genannt. *Disziplinäre Aspekte* ortet sie bezogen auf bürokratische Hierarchien und Techniken der Überwachung. Ideen und Ideologie bilden *hegemoniale Aspekte*, diskriminierende Praktiken in Alltagserfahrungen fasst sie als *interpersonale Aspekte* zusammen (vgl. Collins 2000: 289f., Kerner 2012: 211f.). Kerner (2012: 211f., 2009a: 37ff.) orientiert sich an dieser Einteilung und entwickelt folgende Dimensionen: Sie fasst Collins strukturelle und disziplinäre Aspekte auf eine *institutionelle Dimension* zusammen, denn staatliche, gesellschaftliche und private Institutionen spielen nach Kerner eine tragende Rolle in der strukturellen Ausgrenzung und Stratifizierung. Die *epistemische Dimension* umfasst Diskurse und Wissen, wie auch Bilder und Symbole, die soziale Ungleichheit nicht nur repräsentieren, sondern auch produzieren. Eine dritte Ebene ist die *personale Dimension*, auf der Subjektivität und Identität die tragende Rolle spielen. Hier finden Empfindungen und Erfahrungen Platz, sowie interpersonelle Aktionen und Interaktionen. Verschiedene Facetten der Identität können auf dieser Ebene nicht voneinander getrennt werden denn Identitätsformationen sind miteinander verflochten (vgl. Kerner 2012: 211ff., 2009a: 37ff.). Kerner beschränkt Ungleichheitskategorien nicht auf bestimmte Dimensionen, sie geht vielmehr von einer starken wechselseitigen Beeinflussung aller Dimensionen und Verhältnisse untereinander aus.

Auch Winker und Degele (2009: 18ff., 25ff.) nennen ähnliche Wirkungsebenen: Die erste Ebene bildet dabei die Ebene der *strukturellen Herrschaftsverhältnisse*. Auf dieser Ebene werden Strukturkategorien (Klasse, Geschlecht, Rasse und Body) vorerst festgelegt, sind aber relativ offen konzeptualisiert und beinhalten eine Vielzahl an 'Unterkategorien' (vgl. Kap. 6.1.2.) und könnten erweitert werden. Die zweite Ebene bilden *symbolische Repräsentationen*, die sich auf die Auseinandersetzung mit Normen und Werten, Organisationen und Institutionen beziehen. Die dritte Ebene ist die Ebene der *Identitätskonstruktion*. Hier werden keine Kategorien festgelegt, im

Gegenteil, die Facetten der Identitätskonstruktion sollen und können nicht beschnitten werden (ebd.: 54ff). Soziale Praktiken werden hier nicht als eigene Ebene, sondern vielmehr als Brücke zwischen den Ebenen verstanden (ebd.: 63ff.).

Helma Lutz (2007: 223) übernimmt die vier formulierten Ebenen von Floya Anthias (1998: 152). Sie differenziert anders als Kerner (2012) und Winker/Degele (2009) die *Ebene der (Diskriminierungs-)erfahrungen*, von der *Akteursebene*, die sie als intersubjektive Praxis beschreibt. Auf einer dritten, *institutionellen Ebene* sind Institutionsregime Gegenstand der Betrachtung. Eine vierte Ebene bildet die *Ebene der Repräsentationen*, die symbolische und diskursive Elemente umfasst (ebd.: 223).

Walgenbach (2012: 57ff.) stimmt zwar grundsätzlich mit diesen Ebenen überein, differenziert dabei allerdings noch weiter. Sie sieht fünf zentrale Ebenen, verteilt auf Mikro-, Meso-, und Makroebene. Unter *sozialen Strukturen* versteht sie u.a. Produktionsweisen, internationale und geschlechtliche Arbeitsteilung und staatliche Regulationen. Als eigenständige Ebene erachtet sie verschiedene *Institutionen* wie Schule, Familie, Militär und Kirchen. Wie die vorherigen Autorinnen sieht sie auch *symbolische Ordnungssysteme* als eine weitere zentrale Ebene die Repräsentationen, Normen, Diskurse, Wissensarchive, Anerkennungspraktiken und symbolische Gewalt vereint. Im Unterschied zu Winker/Degele ortet sie *soziale Praktiken* nicht als das verbindende Element zwischen allen Ebenen, sondern als eine weitere, eigenständige Ebene, die sich auf Interaktionen, Performanz, Distinktion und körperliche Gewalt bezieht. Die letzte Ebene bildet die *Subjektformationen*, welche Identitätsbildung, Subjektpositionen, Autonomie und sozialpsychologische Prozesse beinhaltet (ebd.: 57). Dabei merkt sie an, dass auch eine additive Untersuchung der einzelnen Ebene nicht zielführend wäre. Vielmehr müssen innerhalb dieser Ebenen erst die Orte identifiziert werden, innerhalb derer Wechselwirkungen auftreten. Walgenbach erweitert daher Orte der (Re-)Produktion von Dominanzverhältnissen zusätzlich um *Felder* wie z.B. Ökonomie, Recht, Politik, Kultur oder Körper (ebd: 57). Diese Ebenen und Felder stehen miteinander in Zusammenhang und bilden gemeinsam Orte "in denen Felder ihre Dominanz entfalten, aus denen sie ihre Macht ziehen und von denen sie geprägt werden" (ebd.: 58). Sie wählt den Begriff der 'strukturellen Dominanz', um zu verdeutlichen, dass 'interdependente Kategorien *gleichzeitig auf diversen Ebenen und Feldern (re)produziert wird*' (ebd.: 56).

6.3.2. Eindimensionalität

Zwar gehört es offensichtlich zum Label 'Intersektionalität', selbstverständlich von mehreren relevanten Ebenen oder Dimensionen zu sprechen, tatsächlich fehlen in vielen 'intersektionalen' Ansätzen allerdings die Anzeichen für eine ausführliche und intensive Befassung mit dieser Frage

oder gar Theoretisierung konkreter Dimensionen. Betrachtet man die konkrete Umsetzung einiger Modelle, macht sich der Eindruck breit, dass die Auflösung der Eingrenzung auf eine Hauptebene schwierig erscheint. Das alte Dilemma des Denkens in strikten Dichotomien scheint noch nicht gänzlich überwunden zu sein (vgl. Kap. 2). Immer wieder werden auch die Nachwehen der Debatte um 'Identitätspolitik' und 'Anti-Essentialismus' spürbar (vgl. Kap. 5.1.2.). Sinnbildlich kann daher erneut eher von hierarchischen Ebenen, als von analytischen, gleichwertigen Dimensionen gesprochen werden. Speziell im deutschsprachigen Raum werden immer wieder Stimmen in Richtung eines Kurswechsels der Intersektionalitätsdebatte in Richtung gesellschaftstheoretischer Einbettung und struktureller Analyse gesellschaftsstrukturierender Prinzipien laut (vgl. etwa Klinger 2013). Dementsprechend wird aus dieser Perspektive meist die Strukturebene als *die* wahre relevante Ebene identifiziert und Modelle daher erneut tendenziell eindimensional entworfen (vgl. Klinger 2003, Klinger/Knapp 2007, Aulenbacher 2007, Aulenbacher et al. 2012). Für den deutschsprachigen Raum kann die umgekehrte Richtung weniger festgestellt werden. Das soll allerdings nicht bedeuten, dass Intersektionalität in anderen geographischen Räumen wie Nordamerika keinen identitätspolitischen Bias hätte und strukturorientierte Analysen nicht als (Re-)aktionen und Antworten auf andere lokale Schwerpunktsetzungen zu verstehen sind.

6.4. Wechselwirkungen und theoretische Modelle

6.4.1. Komplexitätserfassende Ansätze

Da intersektionale Ansätze verschiedene Gruppen auf vielfältigen Dimensionen von Diskriminierung und Benachteiligung betroffen sehen und diese spezifischen Unterdrückungserfahrung nicht als isoliert voneinander, sondern in wechselseitiger Beeinflussung zueinander stehend verstehen, benötigt es komplexere Modelle zur Erfassung multidimensionaler Ungleichheit. Eine Erweiterung der Modelle um Wechselwirkungen ist daher unumgänglich für intersektionale Analysen und soll im Folgenden Gegenstand der Betrachtung sein. Ohne Frage sind nach wie vor die jeweiligen biographischen, theoretischen und disziplinären Verortungen der Theoretiker*innen ein Perspektiven entscheidendes Faktum. In der Betrachtung theoretischer Modelle zur Erfassung von Wechselwirkungen werden diese unterschiedlichen Perspektiven deutlich sichtbar, weshalb in dieser Darstellung nicht der krampfhafteste Versuch unternommen wird, einen *one-best-way* zu konstruieren. Folgerichtig gibt es nicht *eine* intersektionale Vorgehensweise, vielmehr wird gerade die vielfältige Auseinandersetzung als aussichtsreich interpretiert. Grundsätzlich lässt sich die deutschsprachige Debatte um Intersektionalität grob in

zwei Gruppen teilen (vgl. Kerner 2012: 209), weshalb zur besseren Übersichtlichkeit, Ansätze aus den jeweiligen Gruppen dargestellt werden.

Für die erste Gruppe spielt die gesellschaftstheoretischen Einbettung von Intersektionalität die entscheidende Rolle. Dabei wird gerne auf Kreckels These verwiesen, nach der "alte und neue, nationale und internationale, vertikale und nicht-vertikal Ungleichheiten ein *gemeinsames begriffliches und damit theoretisches* Dach benötigen, weil es sich dabei *heute* um ein zusammenhängendes Problem handelt" (Kreckel 2004: 41). Der Verweis auf die Notwendigkeit eines '*social (re)turn*' (Klinger 2003: 24) schließt eine erneute Schwerpunktsetzung auf soziale Strukturen mitein (vgl. Kerner 2012: 209) und verweist einmal mehr auf die materialistische Theorietradition im deutschsprachigen Raum. Hier lassen sich u.a. Theoretiker*innen wie Klinger (2003; 2013), Knapp (2005; 2008), Klinger/Knapp (2007), Aulenbacher (2007), Aulenbacher/Meuser/Riegraf (2012), zu einem Teil auch Becker-Schmidt (2007; 2013) (obwohl sie durchaus eine weitere, soziosymbolische Ebene einführt) einordnen. Ihnen ist gemeinsam, dass die Analyse von der Strukturebene ausgehend erfolgt und Gesellschaft als geprägt von drei bzw. vier 'Achsen der Ungleichheit' (vgl. Klinger/Knapp 2007), nämlich Klasse, Geschlecht, 'Rasse'/Ethnizität verstanden wird. Das Ungleichheitsverständnis dieser Perspektive wird durch Begrifflichkeiten wie 'Achsen' oder 'Linien' von Ungleichheit deutlich und erfasst Wechselwirkungen als 'Überkreuzungen', 'Überschneidungen' oder 'Schnittstellen' (vgl. Lutz/Davis 2005: 241).

Diese Perspektive soll im Folgenden als eine *materialistisch-gesellschaftstheoretischen Perspektive* zusammengefasst werden. Exemplarisch greife ich hier Cornelia Klingers Ansatz (2003) heraus, da sie ein relativ konkretes Modell zur Konzeptualisierung von Wechselwirkungen entwarf. Klinger (2003) und Klinger/Knapp (2007) berufen sich dezidiert auf die Theorietraditionen der kritischen Theorien, weshalb argumentiert werden könnte, dass es sich genau genommen nicht um eine intersektionale Analyse handle (vgl. Walgenbach 2010: 267). Nichts desto trotz gestalten Klinger und Knapp die deutschsprachigen Debatten um Intersektionalität entscheidend mit. Cornelia Klinger entwickelte ein Modell um '*Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht*' (2003) zu analysieren. Sie sieht Kapitalismus, Imperialismus und Patriarchat als die drei entscheidenden Herrschaftsformen kapitalistischer Gesellschaften, die sich aus den zentralen (strukturellen) Ungleichheitsverhältnissen Klasse, Rasse und Geschlecht ergeben. Verschiedenartig ausgeprägte Arbeits- und Fremdheitsaspekte bilden den relevanten Dreh- und Angelpunkt des Modells und können in unterschiedlicher Form in den jeweiligen Ungleichheitsverhältnissen vorgefunden werden (ebd.: 25ff.). Klingers Wechselwirkungs-Modell zielt darauf ab, Unterschiede und Ähnlichkeiten der drei Ungleichheitsverhältnisse zu erkennen. Sie unterteilt die

Analyseschritte in *Konvergenzen, Überschneidungen* und *Verflechtungen*. Auf der Ebene der Konvergenzen arbeitet sie heraus, worin sich die einzelnen Kategorien unterscheiden, wobei das Zusammenspiel aus Arbeit und Fremdheit erneut in den Vordergrund rückt. Die Analyse der Überschneidungen soll das Subjekt im Fokus haben, in dem die jeweiligen Zugehörigkeiten zusammenkommen (ebd.: 33). Klinger entwirft für diese Ebene eine Übersichtstabelle, in der sie alle drei Strukturkategorien binär codiert und somit eine 'Berechnung' von Ungleichheitsqualität mithilfe von '+' und '-' erstellt. Auf der dritten Ebene werden die (subjektiven) Kategorien zu systematischen Verflechtungen: "Klasse, Rasse und Geschlecht sind Elemente eines integrierten Systems herrschaftlich strukturierter Ordnung" (ebd.: 35). Wechselwirkungen werden aus dieser Perspektive immer auf das Zusammenspiel aus Arbeit und Fremdheit bezogen.

Wenig überraschend wird Klingers Ansatz vermehrt dafür kritisiert, subjektive Dimensionen sozialer Ungleichheit oberflächlich zu konzeptualisieren und letztendlich erneut quantifizierend vorzugehen¹⁹ (vgl. Kerner 2009a: 351f.). Nach den bisher georteten Auseinandersetzung der Wirkungs- und Analysedimensionen intersektionaler Ungleichheitsanalyse stellt sich tatsächlich die Frage, ob dieser Ansatz als solcher eingeordnet werden kann: subjektive Dimensionen bleiben undifferenziert, diskursive, symbolische Dimensionen sogar vollständig aus. Auch die konkrete Analyse der Wechselwirkungen wird nicht vollständig klar. Das Potenzial des Ansatzes kann aber in der Analyse der strukturellen Verankerung von Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnissen geortet. Denn wie nach der Darstellung der soziologischen und feministischen Theorien sozialer Ungleichheit schlussgefolgert werden konnte, benötigt es zur Veränderung herrschender ungleicher Verhältnisse, das Wissen um die Ursachen zur Identifizierung der (Re-)Produktionsmechanismen sozialer Ungleichheit (vgl. Cyba 2010: 35f.).

Eine Weiterentwicklung in Richtung intersektionaler Analyse aus einer gesellschaftsanalytischen Perspektive stellt der *praxeologische Ansatz* von Gabriele Winker und Nina Degele (2009) dar. Die beiden Theoretikerinnen orientieren sich an Bourdieus 'Theorie der Praxis' und entwickelten einen praxeologischen Ansatz zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Auch hier bilden Kapitalismus und seine Formen von Arbeit, die relevanten Gemeinsamkeiten von Strukturkategorien, wobei diese trotzdem als relational und kontextspezifisch verstanden werden (ebd.: 53), weshalb dieser Ansatz in beide Gruppen eingeordnet werden könnte. Winker Degele identifizieren drei Dimensionen, auf denen soziale Ungleichheit wirkt (vgl. Kap. 6.3.1): strukturelle Herrschaftsverhältnisse, symbolische Repräsentationen und Identitätskonstruktionen (ebd.: 37ff.). Auf den beiden letzteren werden bewusst keine Beschränkung an Ungleichheitskategorien

¹⁹ In einer späteren Publikation Klingers (2013) wird deutlich, dass sie sich verstärkt mit der Frage nach überkreuzenden Identitäten auseinandersetzt, nach wie vor aber für eine Relevantsetzung der Strukturebene plädiert.

vorgenommen, auf der Ebene der strukturellen Herrschaftsverhältnisse werden Klasse, Geschlecht, 'Rasse' und Body als Strukturkategorien festgelegt (ebd.: 42ff.). Soziale Praktiken bilden dabei die Brücke zwischen den einzelnen Dimensionen. Winker/Degele entwickeln angelehnt an Sandra Harding (1991) einen Mehrebenenansatz (ebd.: 63ff.) und schaffen damit ein vollständiges methodisches und analytisches Werkzeug für weitere Ungleichheitsanalysen. Neben dieser Errungenschaft zeichnet sich dieser Ansatz durch die ausführliche Analyse von Wechselwirkungen zwischen Ungleichheitskategorien, aber auch zwischen Wirkungsebenen aus. Als ein möglicher Mittelweg für die Frage nach der Beschränkung von Strukturkategorien könnte die hier vorgeschlagene Vorgehensweise fungieren. Zwar findet eine theoriebasierte Beschränkung von Strukturkategorien statt, diese sind allerdings relativ offen konzeptualisiert: Klasse besteht dabei aus ökonomischen, kulturellen und soziale Ressourcen, Geschlecht umfasst Sexualität, welche wiederum strikte Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität beinhaltet, 'Rasse' ist die Überkategorie für Ethnizität, Religion und Nationalität und Body besteht aus Alter, körperliche Fitness und *Disability* (vgl. Kap. 6.3.1.). Ohne zu weit in methodologische und methodische Fragen auszuschweifen, muss angemerkt werden, dass die Erhebung rein ausgehend von problemzentrierten Interviews, tendenziell in Einzelsettings vorgeschlagen wird. Auf Basis dieses Materials werden alle Analyseschritte durchgeführt (ebd.: 68ff.). Gerade aber Diskurse, Symbole, soziale Praktiken und gesellschaftliche Verhältnisse sind meist von Individuen nicht unmittelbar erkenn- und erfassbar, weshalb die Frage offen bleibt, ob das methodische Einzelsetting *die* intersektionale Methode schlechthin darstellt. Nichts desto trotz ist es mit diesem ausgereiften Modell möglich, empirische Analysen von verschiedensten (Frauen-)Gruppen zu generieren.

Die zweite Gruppe arbeitet mit und aus vielfältigen Disziplinen und legt den Fokus stärker auf sprachliche, diskurspolitische und kulturelle Dimensionen sozialer Ungleichheit (vgl. Kerner 2012: 209). Hier werden kritische Auseinandersetzungen um die Frage nach den relevant gesetzten Kategorien vermehrt geführt und Vorschläge zur Erweiterung der Analyse um verschiedene Ungleichheitskategorien ausgearbeitet. Es wird bezweifelt, dass bestimmte Ungleichheitskategorien überhaupt universal gesetzt werden können, viel eher wird davon ausgegangen, dass diese unterschiedlich und kontextspezifisch wirken. Die Suffizienz einer alles umfassenden Gesellschaftstheorie wird damit angezweifelt und in der Tendenz an relationalen Theorien gearbeitet (vgl. Kerner 2009a; 2009b; 2012, Lutz 2007, Walgenbach/Dietze/Hornscheidt/Palm 2012). Im Folgenden werden drei Ansätze vorgestellt, die unterschiedlichste Modelle zur Konzeptualisierungen von Wechselwirkungen entwarfen.

Ina Kerners (2009b) orientiert sich an Michel Foucaults Machtanalytik weshalb ihr Ansatz im Folgenden als *machtanalytische Perspektive* zusammengefasst wird. Kerner nimmt sich 'nur' dem Verhältnis zweier Ungleichheitsverhältnisse -Rassismus und Sexismus-, allerdings in ausführlicher Form an, schließt damit aber keineswegs andere relevante Ungleichheitsverhältnisse aus. Bisher konnte mehrmals deutlich gemacht werden, dass Benachteiligung sich nicht immer gleich stark auswirken, weshalb Ungleichheitskategorien nicht quantifiziert werden können und additive Modelle nicht aussagekräftig sind. Kerners Analyse ist in diesem Zusammenhang besonders gewinnbringend, da sie für die Verinnerlichung der Problemstellung additiver Konzeptionen, mithilfe eines konkreten Konzepts, den *Formen* sozialer Ungleichheit, hilfreich ist (ebd.: 42ff.). Kerner hebt hervor, dass Benachteiligungen aufgrund verschiedener Formen (Arten und Stärken) sozialer Ungleichheit differieren. Als Formen sozialer Ungleichheit versteht Kerner ein Kontinuum auf jeder Wirkungsdimension (epistemische, institutionelle und strukturelle Dimension, vgl. Kap. 6.3.) das zwischen schwach und stark ausgeprägt sein kann. Dabei können durchaus auch 'positiver' Rassismus bzw. Sexismus eine Form bilden (Kerner 2009b: 42f.). Als zentralen Aspekt der Intersektionalität versteht sie daher

“(...) dass nämlich schwarze Frauen und andere nicht der Dominanzkultur zugerechnete Frauen in der Regel nicht mit bloß einem höheren Diskriminierungsrisiko leben müssen als weiße Frauen, sondern dass sich auch die *Diskriminierungsarten*, von denen Angehörige derselben Genusgruppen betroffen sein können, *unterscheiden* (...)” (Kerner 2009b: 355)“.

Kerner plädiert für eine multidimensionale Konzeptualisierung sozialer Ungleichheit (vgl. Kerner 2009a: 48) und führt Klingers Modell (2003) weiter aus. Sie unterteilt das Verhältnis zwischen Rassismus und Sexismus in *Ähnlichkeiten, Unterschiede, Kopplungen* und *Intersektionen* (vgl. Kerner 2009a, 2009b). Ausschließlich Intersektionen zu analysieren sei nach Kerner ein eindimensionales Projekt, und sollte daher lediglich einen Schritt in der Analyse des Verhältnisses mehrerer Ungleichheitsverhältnisse ausmachen. Jeder Analyseschritt wird in Zusammenhang mit den identifizierten epistemischen, institutionellen und personalen Dimensionen gebracht und Wechselwirkungen dabei sichtbar gemacht. Anders als bei den bisher dargestellten Ansätzen liegt Kerners Ziel nicht in dem Entwurf einer universalen Gesellschaftstheorie, sie verweist vielmehr auf kontextspezifische Wirksamkeit von Ungleichheitskategorien und entwickelt eine relationale Theorie.

“Es geht mir dabei nicht darum, Merkmale zusammenzutragen, die empirischen Erscheinungsformen von Rassismus und Sexismus *notwendig* zukommen. Vielmehr geht es mir darum, einen Überblick zu versuchen über die wichtigsten Faktoren, die ihr Verhältnis in konkreten Fällen *möglicherweise* charakterisieren können. Rassismus und Sexismus sind komplexe,

nicht-statische Phänomene, die von Kontext zu Kontext differieren. Allgemeine Aussagen über ihr Verhältnis können daher nicht mehr sein als Vorschläge hinsichtlich der möglichen Merkmale dieses Verhältnisses, oder anders formuliert: als Kartographien seiner möglichen Merkmale“ (2009a: 39).

Ihre Vorgehensweise zeichnet sich durch die intensive Auseinandersetzung mit Ursprüngen, Gründen, Theorien, Mechanismen einzelner Ungleichheitsverhältnisse und höchste analytische Genauigkeit aus. Im derzeitigen Stadium bleibt Kerners Ansatz noch auf einer theoretischen Ebene verhaftet, könnte allerdings durchaus für die theoretische Analyse weiterer Ungleichheitsverhältnisse fruchtbar gemacht werden.

Eine weitere *kontextspezifische*, aber *empirische* Herangehensweise lässt sich bei Helma Lutz (2007) finden. Hier werden bestimmte Analysefoki festgelegt und einzelne Ungleichheitskategorien bzw. Wechselwirkungen empirisch herausgearbeitet. Generell lässt sich vermerken, dass Lutz zwar auch ‘Linien der Differenz’ festlegt, allerdings insgesamt von 13 bipolaren hierarchisierenden Linien der Differenz ausgeht: Geschlecht, Sexualität, ‘Rasse’/Hautfarbe, Ethnizität, Nation, Klasse, Kultur, Gesundheit, Alter, Sesshaftigkeit, Nord-Süd/Ost-West, gesellschaftlicher Entwicklungsstand modern-traditionell und Besitz (vgl. Lutz 2001: 227). Sie geht davon aus, dass alle diese Differenzlinien zentral sind, ob sie nun explizit gemacht werden oder latent eine Rolle spielen. Damit beweist sie besonderen Weitblick bezogen auf unmarkierte Normierungen. Diese Differenzlinien sind mit Selbst- und Fremdpositionierungen verknüpft, ob sie nun manifest angesprochen werden oder latent mitwirken (ebd.: 227). Bei der konkreten, von ihr als *intersektional* bezeichnete Analyse, geht Lutz (2007a) in einem ersten Schritt klassisch empirisch vor. Sie legt einen Analysegegenstand fest und befasst sich mit der ‘Wirksamkeit der Kreuzungen von Differenzlinien auf vier Ebenen’ (ebd.: 223). Sie übernimmt die von Anthias (1998: 152) identifizierten Ebenen (vgl. Kap. 6.3.): Ebene der (Diskriminierungs-)Erfahrung, Akteursebene, institutionelle Ebene und Ebene der Repräsentationen (ebd.: 223). Lutz markiert diese Ebenen als die einzelnen Analyseschritte und untersucht auf jeder Ebene einzeln die Wechselwirkungen kontextspezifischer Differenzkategorien. Auch hier werden die ersten beiden Ebenen mithilfe von narrativen Interviews erhoben und der Fokus daher besonders auf die Erfahrungen der Interviewten gelegt. Diese Vorgehensweise ermöglicht nach Lutz, dass erfahrene Wechselwirkungen zwischen Differenzkategorien besonders gut erfasst werden könnten. Lutz bezieht aber im Gegensatz zu Winker/Degele (2009) zusätzliche Daten und theoretische Modelle zur Analyse der weiteren Ebenen mit ein (vgl. Lutz 2007a).

Walgenbach/Dietze/Hornscheidt/Palm (2012) geben eine integrierende Perspektive, aus der sich ‘etwas in ein übergeordnetes Ganzes einfügt’, zugunsten einer integralen Perspektive auf,

die als *'ein Ganzes ausmachen'* interpretiert werden kann (ebd.: 24). Zu diesem Zweck wird der Vorschlag gemacht, Ungleichheitskategorien anstatt als Intersektionen oder Interdependenzen, als *interdependente* Kategorien zu fassen (vgl. Kap. 6.2.). Ziel dieser neuen Perspektive ist es, die Vorstellung eines genuinen Kerns von Ungleichheitskategorien gänzlich zu überwinden und diese nur in Zusammenhang mit anderen Ungleichheitskategorien zu erfassen (ebd.: 22ff.). Walgenbach (2012) greift Klingers Ausgangspunkt, die Relevanz gesellschaftsstrukturierender Prinzipien auf und entwickelt diesen Gedanken weiter in dem Konzept der strukturellen Dominanzverhältnisse (ebd.: 55ff.). Der Begriff 'Dominanz' soll dabei präziser als Macht oder Machtverhältnisse und weitläufiger als der auf Weber zurückgehende, auf Befehls- und Legitimationsstrukturen reduzierte Begriff der Herrschaft (ebd.: 56).

Wenn ich davon ausgehe, dass es strukturelle Dominanzverhältnisse gibt, die gesellschaftliche Realitäten fundamental auf materielle und diskursive Weise prägen, dann meine ich z.B., dass sie die Wahrscheinlichkeit bestimmen, auf welche Schule wir gehen, auf welchem Segment des Arbeitsmarktes wir uns wiederfinden, inwiefern unsere körperliche Integrität geachtet wird (ob wir z.B. Angst vor gewalttätigen Übergriffen haben müssen nur weil wir einer bestimmten sozialen Gruppe angehören), ob wir uns in den Repräsentationen der Gesellschaft wiederfinden (Sprache, Medien, Stereotype) oder ob wir uns ohne Barrieren körperlich fortbewegen können" (ebd.: 56).

Walgenbach versteht strukturelle Dominanz als auf verschiedenen spezifischen Feldern und Ebenen wirkend. Als Ebenen theoretisiert sie Soziale Strukturen, Institutionen, symbolische Ordnungssysteme, soziale Praktiken und Subjektformationen (ebd.: 57). Felder können dabei "Ökonomie, Recht, Politik, Kultur und Körper" (ebd.: 57) sein (vgl. Kap. 3.6.1.). Interdependente Kategorien haben aus dieser Perspektive keinen genuinen Kern, was sie demnach darstellen, kann immer nur für einen spezifischen Kontext analysiert werden (ebd.: 62). Dabei steht die Auswahl dieser Kontexte wiederum stark im Zusammenhang mit dem Erkenntnisinteresse. Wie offen diese Herangehensweise für weitere Erkenntnisinteressen ist, macht Walgenbach deutlich, in sie auch die Möglichkeit der Ordnung quantitativer Daten oder die Analyse eines Textkorpus erwähnt (ebd.: 62). Dadurch unterscheidet sich dieser Ansatz wohl am deutlichsten von den bisherigen. "Das Material gibt also ebenfalls vor, welche Formationen einer interdependenten Kategorie sich herausbilden" (ebd.: 63). Jede interdependente Kategorie spannt sich innerhalb verschiedener Felder und Ebenen auf, welche im Zuge der Analyse erst herausgearbeitet werden müssen. Das ist es, was Walgenbach als die komplexe interne Architektur einer Kategorie bezeichnet (ebd.: 63). Wichtig ist dabei zu beachten, dass der 'analytische Spotlight' (ebd.: 63) dabei bestimmte Facetten mehr als andere hervorrufen. Dabei ist bei der Analyse dieser internen Architektur auch die Forcierung auf Privilegien höchstrelevant. In diesem Zusammenhang weist Walgenbach darauf hin, dass der bewussten Auseinandersetzung mit Herrschaftsverhältnissen immer ein Platz eingeräumt

werden muss, um zu erkennen, was selbstverständlich vorausgesetzt und eventuell nicht explizit gemacht wird und dennoch, oder gerade deshalb, einen zentralen Bestandteil bildet (vgl. auch Lutz 2001: 227f., Erel et al. 2007: 247ff.). In ihrer Studie über *“Die weiße Frau als Träger deutscher Kultur. Koloniale Diskurse über Geschlecht, “Rasse” und Klasse im Kaiserreich”* (2005a) geht Walgenbach diskursanalytisch vor. Alle drei Kategorien werden als interdependente Kategorien konzeptualisiert und im Zuge dessen einzeln als ‘analytischer Spotlight’ fokussiert.

6.4.2. Oberflächliche, universalistische und weitläufige Modelle

Zwar konnten einige Theoretiker*innen bereits vielversprechende Modell entwickeln, in vielen weiteren Ansätzen zeigt allerdings ein anderes Bild. Die selbstverständliche Erwähnung von spezifischen ‘Wechselwirkungen’, ‘Verschränkungen’ und ‘Schnittstellen’ kennzeichnet zwar das Labels ‘Intersektionalität’. Die adäquate Berücksichtigung wechselwirkender Ungleichheitskategorien und Erfassung multidimensionaler Benachteiligungen, scheint aber nach wie vor eine besondere Herausforderung in der theoretischen Konzeptualisierung sozialer Ungleichheit darzustellen. Gegenstand der Diskussionen ist meist die Frage, wie offen bzw. geschlossen die Modelle entworfen gehören (vgl. auch Kap. 6.2.2.).

Wie bereits in der Auseinandersetzung mit soziologischen Ungleichheitstheorien (Kap 2.) beobachtet werden konnte, besteht einerseits die Gefahr oft darin, Modelle zu geschlossen oder quantifizierend zu entwerfen und damit die eigentliche Essenz spezifischer, wechselwirkender Ungleichheiten zu übersehen (Erel et al 2007, Walgenbach 2007, Lutz 2001, Yuval-Davis 2006, Schultz 1990: 52f.). Andererseits können zu weitläufige Modelle ohne adäquaten Strukturbegriff Gefahr laufen, in eine beliebige Vielfältigkeit zu verfallen und außer einer reinen Beschreibung der Komplexität, keine erkenntniserweiternden Ergebnisse über Ursachen und (Re-)Produktionsmechanismen sozialer Ungleichheit zu generieren (vgl. Klinger 2013, Hagemann-White 2012: 21). Wie schon die Problemstellung der eindimensionalen Konzeptualisierung augenscheinlich machte (vgl. Kap. 6.3.2.), wird mitunter eine alte Kernfrage der soziologischen Ungleichheitsanalyse aufgewärmt. Denn Uneinigkeit besteht auch hier darüber, ob es eine universale, abgeschlossene Gesellschaftstheorie braucht oder relationale Ansätze, die theoretische und methodologische Werkzeuge entwickeln, um empirische Analysen zu ermöglichen und das Feld arbeitsteilig zu erfassen. Immer wieder wird die definitorische, theoretische und methodologische Uneinheitlichkeit von Intersektionalität kritisiert (vgl. Bührmann 2008, Nash 2013). Wie ich schon im vorherigen Abschnitt deutlich gemacht habe, verstehe ich gerade die vielfältigen Auseinandersetzungen als vielversprechend. Die Argumente besprochener Analysen legen den Schluss nahe, dass es nicht *ein* Modell gibt, dass alle Anforderungen erfüllen kann. Denn es wurde nachvollziehbar argumentiert, dass nicht alle

relevanten Ungleichheitskategorien für jede Zeit und Kontext (gleich) relevant sind. Und gerade durch die jeweiligen Formen, Kombinationen und daraus resultierenden Wechselwirkungen, gar nicht gleich relevant sein können (vgl. Kerner 2009a, Walgenbach 2012: 62ff., Purtschert/Meyer 2010).

6.5. Zwischenfazit

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass intersektionale Analysen ein kritisches Wissenschaftsverständnis aufweisen und aufgrund ihrer Perspektive auf Macht-, Herrschafts-, und Normierungsverhältnisse in zentralen gesellschaftlichen Feldern, vielversprechend sind. Mit diesem kritischen Wissenschaftsverständnis geht eine erhöhte Reflexionsanforderung an Wissen(schaft)sproduzent*innen einher. Es lässt sich zudem eine konzeptuelle Erweiterung der Kategorien 'Klasse' und 'Geschlecht' vermerken, sowie die (Diskussion über die) Erweiterung der Analyse um verschiedene Ungleichheitskategorien wie *Race*, Ethnie, Nation, Geschlecht, Sexualität, *Disability*, Alter. Diese Ungleichheitskategorien gelten als sozial konstruiert, in macht- und Herrschaftsverhältnisse eingebettet und nicht auf biologische oder (positiv) funktionale Zusammenhänge rückführbar (vgl. Walgenbach 2012: 62). Der Bedeutungsgehalt einzelner Kategorien wird zunehmend in Beziehung mit anderen Kategorien gesetzt. Zudem konnte die strikte Dichotomie von Mikro- vs. Makroebene zugunsten verschiedener Wirkungs- und Analysedimensionen ein Stück weit aufgebrochen. Neben Strukturen und Institutionen sozialer Ungleichheit, findet auch eine Beachtung der subjektiven und intersubjektiven (Diskriminierungs-)Erfahrungen statt. Symbole, Diskurse und Repräsentationen werden ebenfalls als zentrale Dimensionen und Orte verstanden, auf den soziale Ungleichheit (re-)produziert wird. Intersektionale Ansätze, scheinen additive und quantifizierende Modelle zunehmend zu überwinden und komplexitätserfassende theoretische und empirische Analysen zu ermöglichen.

Neben diesen vielfältigen Vorteilen, können auch Nachteile geortet werden. Zum einen entwickelte sich tendenziell eine abgehobene theoretisch-akademische Debatte, die mit einer Naturalisierung des kritischen, politischen Ursprungspotenzials von *Intersectionality* einhergeht. Große Schwachstellen europäischer Auseinandersetzungen stellen auch die Relativierung von Rassismustheorien, sowie die imperiale Perspektive der meisten Ansätze, dar. Zum anderen zeigt die praktische Umsetzung der vielversprechenden Erweiterungen und Überwindungen ebenfalls Lücken und Problemstellungen auf. Intersektionalität verspricht viel und hat gleichzeitig Schwierigkeit in der konkreten Umsetzung dieser Ansprüche. Die Frage nach eigenen Exklusionen und Marginalisierungen, bezogen auf die relevant gesetzten Ungleichheitskategorien, scheint die Gruppen zunehmend zu spalten. Das Denken in Dichotomien bezogen auf die Wirkungs- und

Analysedimensionen sozialer Ungleichheit, ist nicht vollständig überwunden und theoretische Modelle zur Erfassung von Wechselwirkungen erscheinen teilweise oberflächlich und ungenügend.

Nach dieser Exploration bedarf es einer vernetzten Darstellung der Ergebnisse, mit zuvor georteten Lücken und Stärken soziologischer und feministischer Theorien sozialer Ungleichheit. Das geschieht in einem abschließenden Fazit (vgl. Kap. 7).

7. Fazit und Ausblick

Den Ausgangspunkt dieser Arbeit bildet die Annahme, gegenwärtige Gesellschaften würden komplexe und multidimensionale Ungleichheiten aufweisen (vgl. Aulenbacher 2007, Aulenbacher et al. 2012, Becker-Schmidt 2007; 2013, Kerner 2009a; 2009b; 2012, Klinger 2003; 2013, Knapp 2005; 2008, Klinger/Knapp 2007, Kreckel 2004, Lutz 2001; 2007a, Walgenbach et al. 2012, Winker/Degele 2009). Trotz umfangreicher Ergebnisse und einem weitreichenden Spektrum an theoretischen und empirischen Analysemodellen der soziologischen Ungleichheitsanalyse, werden die Grenzen dieser Vorgehensweise schnell sichtbar. Die Komplexität multidimensionaler Diskriminierung und Benachteiligung aufgrund von eigens (re-)reproduzierten Exklusions- und Marginalisierungsprozessen, sowie die eigene Rolle als Wissenschaftsproduzent*in, sind in herkömmlichen soziologischen Analysen meist ungenügend erfasst. Aus diesem unkritischen Wissenschaftsverständnis ergeben sich erhebliche epistemologische Nachteile in der Erfassung sozialer Ungleichheit. Ziel war es daher, das vielversprechende Projekt der Intersektionalität auf Potenzial und Problemstellung intersektionaler Konzeptualisierungen von sozialer Ungleichheit zu prüfen.

Bevor intersektionale Konzeptualisierungen sozialer Ungleichheit erläutert werden konnten, musste das Wissenschaftsverständnis dargelegt werden. Denn das Verständnis von sozialer Ungleichheit ist eng an das dahinterliegende Wissenschaftsverständnis geknüpft. Deshalb musste zuerst ein alternatives (intersektionales) Wissenschaftsverständnis skizziert werden, das sich mit epistemologischen Voraussetzungen, Perspektivenwechsel und Zielen der Analyse auseinandersetzte. Die Beantwortung dieser Fragen speist sich aus verschiedenen kritischen Theorieprojekten, wie der frühen Frauen- und Rassismusforschung, (feministischen) postkolonialen Theorien, *Critical Whiteness Studies* und dekonstruktivistisch-poststrukturalistischen Theorieströmungen. Diese konnten verdeutlichen, dass Wissenschaft kein macht- und herrschaftsfreier Raum ist, sondern vielmehr innerhalb vielfältiger Herrschaftsverhältnisse wie Androzentrismus, Sexismus, Rassismus, Eurozentrismus, Ethnozentrismus, Heteronormativität, Antisemitismus und Islamophobie etc., aufgespannt ist. Hervorgehoben werden konnte außerdem, dass Wissenschaft selbst einen entscheidenden Reproduktionsmechanismus für dominante Diskurse, hegemoniales Wissen und marginalisierte

Perspektiven darstellt, und sowohl unbeabsichtigt, als auch intendiert zu Exklusionen, Marginalisierungen und Entnennungen beiträgt (vgl. Mendel 2015: 42, Cyba 2000: 14f., Foucault 2002: 486f., Gerhard 2013: 73). Intersektionalität kommt daher neben dieser diskurspolitischen, auch eine epistemologische Interventionsfunktion zu (vgl. Purtschert/Meyer 2010: 131).

Feministische Epistemologien und Standpunkttheorien machten auf das 'situierte Wissen' aufgrund der eigenen Standortgebundenheit aufmerksam und vollzogen damit einen Perspektivenwechsel, der bereits in der materialistischen Theorieperspektive von Marx identifiziert werden konnten (vgl. Kap. 2.1.1.). Neben einem Emanzipationsgedanken, können durch die Einnahme des Blickwinkels von marginalisierten Gruppen, erhebliche epistemologische Vorteile erzielt werden (vgl. Hartsock 2004, Gerhard 2013, Harding 1989; 1994, Collins 1989; 1991, Bourdieu 2008). Betont wurde daher die Notwendigkeit der Reflexion der eigenen privilegierten Position als Wissen(schaft)sproduzent*in (vgl. Kap. 3.2.). An diese Position knüpft Intersektionalität direkt an: Welche Ungleichheitskategorien relevant sind und auf welchen Dimensionen diese wirken, kann nicht von privilegierten Theoretiker*innen festgelegt werden, sondern erfordert vielmehr intensive theoretische, empirische und politische Auseinandersetzungen, die einen eigenständigen Bestandteil der Analyse sozialer Ungleichheit bilden sollten. Ziel ist es aus dieser Perspektive, ein umfassenderes Ungleichheitsverständnis generieren zu können, aus dem heraus eine inkludierende Ungleichheitsanalyse gelingen kann, die eine umfassendere Erfassung sozialer Ungleichheit ermöglicht (vgl. Hartsock 2004, Harding 1989; 1994, Wright 2012) Die Berücksichtigung (eigens) (re-)produzierter Macht,- Herrschafts-, Ausbeutungs- und Normierungsverhältnisse ist daher unerlässlich für eine weitreichende und emanzipative Ungleichheitstheorie- und analyse. Erst wenn sich die Wissenschaft mit ihren eigenen Exklusionsprozessen befasst, können zentrale und valide Erkenntnisse generiert werden (vgl. Gerhard 2013). Um das zu gewährleisten, darf der politische Entstehungshintergrund von Intersektionalität und seine Kernaussagen nie außer Acht gelassen werden (vgl. Kap. 5).

Intersektionale Analysen werden allerdings zunehmend dafür kritisiert, dass es trotz der Entstehungshintergründe und Gründungsnarrative zu einer Naturalisierung des ursprünglichen kritischen und politischen Potenzials kommt (vgl. Erel et al. 2007, Castro Varela/Dhawan 2010, Gutiérrez Rodríguez 2011, Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013, Bilge 2013). Hier wird deshalb von '*whitening intersectionality*' (Bilge 2013: 412) gesprochen, weil zentrale Debatten, wie die Frage nach der Relevanz von Rassismus für intersektionale Analysen, hauptsächlich von weißen Feministinnen geführt werden (vgl. Winker/Degele 2009: 14). Zudem wird eine Relativierung der intersektionalitätsimmanenten Rassismusanalyse identifiziert (vgl. Erel et al. 2007: 245, Castro Varela/Dhawan 2010, Gutiérrez Rodríguez 2011: 98, Bilge 2013, Chebout 2013). Die abgehobene theoretisch-akademische Debatte über die Frage nach einer einheitlichen Definition des Konzepts,

führe zu einer Verlagerung der relevanten Aspekte wie Reflexion der eigenen Positionierung (vgl. Bilge 2013, Petzen 2012). Kritik kommt außerdem zunehmend von postkolonialer Seite, die Intersektionalität eine imperiale Perspektive vorwirft (vg. Castro Varela/Dhawan 2010: 314).

Neben der Weitläufigkeit und Heterogenität intersektionaler Auseinandersetzungen, konnten vier Charakteristika intersektionaler Konzeptualisierungen sozialer Ungleichheit herausgearbeitet werden (vgl. Kap. 5.3.). Die jeweiligen Potenziale und Problemstellungen der einzelnen Charakteristika (vgl. Kap. 6) sollen nun in Verbindung zu identifizierten Lücken und Stärken soziologischer und feministischer Theorien sozialer Ungleichheit dargestellt werden.

Als größte Schwäche herkömmlicher Theorien sozialer Ungleichheit, werden meist ihre Exklusions- und Marginalisierungsprozesse erachtet. Neben der Analysekategorie 'Klasse' und im späteren Verlauf auch 'Beruf' und '(Aus-)Bildung' (vgl. Berger 2003), orientieren sich Theorien des Kohärenzparadigmas tendenziell nicht an einzelnen, marginalisierten Gruppen. Ansätze des Differenzierungsparadigmas zeichnen sich hingegen durch die Relevanzsetzung verschiedenster Formen und Dimensionen von Ungleichheiten, sowie die Entwicklung von deutlich genaueren Messinstrumenten aus (vgl. Klinger/Knapp 2007: 22f.). Im Gegenzug tendieren diese allerdings zu einer fehlenden Vernetzung dieser Formen und Dimensionen untereinander und laufen Gefahr, sich in der unübersichtlichen Weite von Formen, Kategorien und Subjekten zu verlieren (vgl. Cyba 2000, Kreckel 2004, Klinger 2003; 2013). Feministische Theoriebildung konnte einerseits wesentliche Aspekte zur umfassenden Analyse von geschlechtsspezifischen Ungleichheiten, andererseits die Dekonstruktion von Geschlecht bzw. Ungleichheitskategorien vorantreiben. Trotz allem, sind auch hier starke Exklusions- und Marginalisierungsprozesse ersichtlich. Feministische Theorie forcierte die Berücksichtigung der Benachteiligung von Frauen in der Ungleichheitsanalyse, grenzte allerdings ebenso weitere, nicht der Dominanzkultur zugerechnete Perspektiven von Frauen aus. Trotz zahlreicher Enthüllung von Wechselwirkungen zwischen Ungleichheitskategorien, erfuhren theoretische Modelle zur Konzeptualisierung dieser Wechselwirkungen kaum großes öffentliches Interesse in der akademischen Welt. Der Fokus auf die Dekonstruktion von Ungleichheitskategorien konnte beibehalten werden, weshalb Intersektionalität nicht von ontologischen, funktionalen oder biologischen Kategorien ausgeht. Einigkeit besteht außerdem darüber, dass Ungleichheitskategorien weder statisch noch ahistorisch sind (vgl. Walgenbach 2012, Winker/Degele 2009). Intersektionale Analysen aus dem deutschsprachigen Raum, befassen sich intensiv mit der Frage nach den relevant zu setzenden Ungleichheitskategorien. Zum einen konnte ein neu entfachtetes Interesse daran beobachtet werden, klassische Kategorien wie 'Klasse' und 'Geschlecht' konzeptionell zu erweitern und den Bedeutungsgehalt dieser Kategorien in Zusammenhang mit anderen Kategorien zu diskutieren.

Zum anderen lässt sich eine deutliche Öffnung der Diskussion für weitere Ungleichheitskategorien wie Heteronormativität, Sexualität, Disability, Alter, *Race*, Religion, Nation, Ethnie erkennen. Mit der Frage nach den relevanten Ungleichheitskategorien, entfacht allerdings die kontroverse Debatte im deutschsprachigen Raum. Dabei sollen einerseits alle Herrschaftsverhältnisse und Ungleichheitskategorien Teil der Analyse sein, diese soll aber zugleich nicht oberflächlich sein und der Komplexität der sozialen Welt gerecht werden. Andererseits sollen die zentralsten, ursprünglichen Ungleichheitskategorien wie Gender und vor allem *Race* nicht an Bedeutung verlieren, zugleich darf es keine Gewichtungen Hierarchisierungen und Exklusionen geben. Zu starke Einschränkungen bedeuten Exklusion, unkritische Erweiterungen laufen Gefahr zu Butlers 'etc.-Aufzählungen' zu werden. Hierbei handelt es sich um ein Dilemma das darauf verweist, dass es nicht einen *one best way* geben kann und die Diskussion um Exklusionen ein ständiger Wegbegleiter kritischer Ungleichheitsanalyse ist.

Innerhalb neuerer Theorieströmungen scheint dahingehend Einigkeit zu bestehen, dass es eine analytische Überwindung der unproduktiven Eindimensionalität benötigt und Wirkungs- und Analysedimensionen in starker Wechselwirkung zueinander stehen (vgl. Walgenbach et al. 2012, Lutz 2007, Kerner 2012, Bourdieu 1983, Cyba 2000). Innerhalb herkömmlicher soziologischer Theorien sozialer Ungleichheit ließ sich allerdings eine relativ strikte Dichotomie erkennen, die zumindest teilweise die Grenzen dieser aufzeigte (vgl. Kap. 2.3.). Diese Sackgasse machte bereits ersichtlich, dass es weiterführende, verbindende Ansätze benötigt, die Wechselwirkungen zwischen Strukturen und Handeln explizit zum Thema machen. Beispielhaft können hier Bourdieu (1983) und weitere Lebensstil- und Milieuforscher*innen genannt werden (vgl. Kap. 2.1.3. und 2.2.1.). Deutlich wurde außerdem, dass verschiedene Theorieströmungen -und Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung entscheidende Beiträge zur Weiterentwicklung in Richtung Multidimensionalität lieferten (vgl. Kap. 4). Sowohl feministische Perspektiven auf soziale Ungleichheit, die im deutschsprachigen Raum klassischerweise auf der strukturanalytischen Dimension verortet sind und soziale Strukturen, Institutionen und Herrschaftsverhältnisse in den Blick nehmen, als auch auf (Diskriminierungs-)Erfahrungen, Identitätskonstruktionen, Subjektformationen, intersubjektive Elemente und soziale Praktiken fokussierende Mikrotheorien, bilden wichtige Komponenten für diese gewinnbringende Weiterentwicklung. Überdies konnten dekonstruktivistische Diskurstheorien die Relevanz von Symbolen, Repräsentationen und Diskursen schlüssig herausarbeiten, weshalb sie mittlerweile einen unumstrittenen Bestandteil intersektionaler Theorien bilden. All diese Komponenten fließen in die Theoriebildung von Intersektionalität mitein und wachsen damit zumindest teilweise über die alte, sozialwissenschaftlich-hergestellte Dichotomie von Mikro und Makro hinaus. Es wird nicht nur anerkannt, dass es verschiedene Wirkungsebenen sozialer Ungleichheit gibt, sondern auch

Ansätze entwickelt, die verschiedene Wirkungs- Analysedimensionen identifizieren und konzeptualisieren (vgl. Kap. 6.3.1).

Das größte Potenzial von Intersektionalität kann in der Vernetzung dieser Ungleichheitskategorien und Wirkungs- und Analysedimensionen geortet werden. US-amerikanische Begründerinnen der Intersektionalität (vgl. Kap. 5.1.1.), sowie politische Frauengruppen -und bewegungen im deutschsprachigen Raum (vgl. Kap. 5.2.1.), machten auf wechselwirkende (Diskriminierungs-)Erfahrungen aufmerksam, die durch die reine Summierung von Ungleichheitskategorien nicht erfasst werden konnten. Intersektionale Ansätze überwinden zunehmend additive und quantifizierende Modelle und ermöglichen komplexitätserfassende theoretische und empirische Analysen sozialer Ungleichheit. Intersektionale theoretische Modelle werden zunehmend komplexer, um wechselwirkende und multidimensionale Ungleichheiten erfassen zu können. Die vielfältigen Möglichkeiten der Perspektiven und Ansätze zeugen von einer intensiven und lebhaften Debatte, rund um die Konzeptualisierung von wechselwirkenden Ungleichheiten. Intersektionale Theoretiker*innen arbeiten an unterschiedlichen Enden: einerseits werden theoretische Wege der Konzeptualisierung ausgearbeitet, andererseits konkrete empirische Werkzeuge für weitere Studien entwickelt. Es wird augenscheinlich, dass es sehr differente, teilweise kontroverse Auffassung darüber gibt, was Intersektionalität ist, weshalb erneut der Schluss gezogen werden kann, dass es keinen *one best way* gibt, sondern gerade Vielfältigkeit, Offenheit und Möglichkeitsspektrum der Auseinandersetzung, fruchtbare und neue Erkenntnisse generiert.

Immer wieder wird die Frage nach einem *one best way* aufgeworfen und der Wunsch zur Vereinheitlichung des Konzepts wird laut.

Weber (2015) gibt zu verstehen, dass nicht permanent Kritik an dem Fehlen einer eindeutigen Definition von Intersektionalität und einheitlichen theoretischen und methodologischen Vorgehensweise geübt werden sollte. Sie betont vielmehr die Funktionalität von Intersektionalität als einer 'analytischen Sensibilisierung' (vgl. Weber 2015: 26). Auch Sumi Cho et al. (2013) plädieren dafür, sich darauf zu besinnen "(...) what intersectionality does rather than what intersectionality is" (Cho et al 2013: 785). Was zugleich auch bedeutet zu prüfen, was Intersektionalität nicht tut, aber tun sollte (vgl. Bilge 2013, Perkins 2012, Purtschert/Meyer 2010).

In einem weiteren Schritt wäre die Ausweitung auf weitere lokale Debatten zentral, um etwaige wechselseitige Prozesse, (Re-)aktionen und Antworten auf andere lokale Schwerpunktsetzungen gründlicher nachvollziehen zu können. Zweifellos würden intersektionale Analysen aus geographischen Räumen, die in keinem starken Ausmaß an dominanten Diskursen teilhaben,

besonderer Beachtung bedürfen. Diese Überlegung inkludiert auch weniger bekannte Theoretiker*innen und Journals bzw. leichter zugängliche Plattformen. Sinnvoll erscheint außerdem eine ausführliche Auseinandersetzung mit den Unterschieden und Ähnlichkeiten der Konzepte 'Intersektionalität' und 'Interdependenz'. Zweiteres verinnerlichte postkoloniale Anliegen stärker und macht den Anschein, die politische Komponente bewusster in die Theoriebildung zu integrieren. Interessant wäre es außerdem zu prüfen, inwiefern marginalisierte Männergruppen und 'Außerhalb-der-zweigeschlechtlichen-Ordnung- Positionierte' (Walgenbach 2012: 62) in der Analyse berücksichtigt werden könnten. Nach der ausführlichen Befassung mit den theoretischen Konzeptionen sozialer Ungleichheit, würde es in einem nächsten Schritt Sinn machen, methodologische und methodische Fragen zu klären und mithilfe der entwickelten Werkzeuge, empirisch zu forschen.

Literaturverzeichnis

- Acker, Joan (2003): The Continuity Necessity of >Class< in Feminist Thinking. In: Knapp/Wetterer (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 49-73.
- Adorno, Theodor (1955): Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft. Berlin, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Annecke, Ute et al. (1990): Geteilter Feminismus: Rassismus, Antisemitismus, Fremdenhaß. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Band 27, 13 (1).
- Anthias, Floya/Yuval-Davis, Nira (1992): Racialized Boundaries: Race, nation, gender, colour, class and the anti-racist struggle. London: Routledge.
- Aulenbacher, Brigitte (2007): Vom fordistischen Wohlfahrtsstaat zum neoliberalen Wettbewerbsstaat: Bewegungen im gesellschaftlichen Gefüge und in den Verhältnissen von Klasse, Geschlecht und Ethnie. In: Klinger/Knapp/Sauer (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/New York: Campus Verlag. 42-56
- Aulenbacher, Brigitte (2009): Die soziale Frage neu gestellt – Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In: Castel, Robert, Dörre, Klaus (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhundert. Frankfurt a.M.
- Aulenbacher Brigitte (2010): Intersektionalität - Die Wiederentdeckung komplexer sozialer Ungleichheiten und neue Wege in der Geschlechterforschung. In: Aulenbacher, Meuser, Riegraf (Hg.): Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Aulenbacher, Brigitte/Meuser, Michael/Riegraf, Birgit (2012): Geschlecht, Ethnie, Klasse im Kapitalismus – Über die Verschränkung sozialer Verhältnisse und hegemonialer Deutungen im gesellschaftlichen Reproduktionsprozess. In: Berliner Journal für Soziologie 22: 5–27.
- Baader, Maria (1983): Zum Abschied. Über den Versuch, als jüdische Feministin in der Berliner Frauenszene einen Platz zu finden. In: Hügel et al. (Hg): Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung. Berlin, S. 82-94.
- Balibar E (1991): Is there a 'neo-racism'? In: Balibar/Wallerstein (Hg): Race, Nation, Class: Ambiguous Identities. London: Verso

- Barret, Michèle (1983): Das unterstellte Geschlecht. Umriss eines materialistischen Feminismus. Hamburg: Argument.
- Barret, Michèle/McIntosh, Mary (1982): *The Antisocial Family*. London: Verso.
- Beauvoir, Simone de (1992): Das andere Geschlecht: Sitte und Sexus der Frau. Reinbeck: Rowolth Verlag.
- Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Klasse und Schicht. In: *Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/Main: 121-160.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2010): Was kommt nach der Familie? Alte Leitbilder und neue Lebensformen. München: C.H. Beck. 3. Auflage.
- Becker-Schmidt, Regina (1987): Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse. In: Beer (Hg.): *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*. Bielefeld: AJZ-Verlag. 187-235.
- Becker-Schmidt, Regina (2007): „Class“, „Gender“, „Ethnicity“, „Race“: Logiken der Differenzsetzung, Verschränkungen von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung. In: Klinger/Knapp/Sauer (Hg.) (2007): *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt/New York: Campus Verlag. 56-83.
- Becker-Schmidt, Regina (2013): Wechselbezüge zwischen Herrschaftsstrukturen und feindseligen Subjektpotentialen. Überlegungen zu einer interdisziplinären Ungleichheitsforschung. In: Klinger/Knapp (Hg.) *Überkreuzungen. Fremdheit, Gleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 2. Auflage, 112-138.
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2010): *Feministische Theorien zur Einführung*. Hamburg: Junius. 2. Auflage.
- Bednarz-Braun, Iris/Heiß-Meining, Ulrike (2005): Migration, Ethnie und Geschlecht: Theorieansätze - Forschungsstand - Forschungsperspektiven. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 2005, Vol.57(4), pp.748-749
- Beer, Ursula (1990): *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2010 [1966]): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt an Main: Fischer Taschenbuch.
- Berger, Peter A. (1987): Klassen und Klassifikation. Zur 'neuen Übersichtlichkeit' in der soziologischen Ungleichheitsdiskussion. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 39: 59-85.
- Berger, Peter A. (2003): Kontinuitäten und Brüche. Herausforderungen für die Sozialstruktur- und Ungleichheitsforschung im 21. Jahrhundert. In: Orth/Schwietring/Weiß (Hg.): *Soziologische Forschung: Stand und Perspektiven*, Opladen. 473-490.
- Bischof, Norbert (1992): *Das Rästel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonfliktes von Intimität und Autonomie*. München/Zürich: Piper.
- Bilge, Sirma (2013): Intersectionality undone. Saving Intersectionality from Feminist Intersectionality Studies. In: *Du Bois Review* 10:2. 405-424.
- Bourdieu, Pierre (1976): *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1983): *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*. In: Reinhard Kreckel (Hg.) *Soziale Ungleichheiten. 2. Sonderband der Sozialen Welt*. Göttingen: Schwartz. 183-198.
- Bourdieu, Pierre (1985): *Sozialer Raum und 'Klassen'*. *Leçon sur la leçon. 2 Vorlesungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp

- Bourdieu, Pierre (2001): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2008) *Giving a voice to the voiceless*. In: *Political Interventions. Social Science and political action*. London, New York: Verso.
- Bourdieu, Pierre/Waquant, Loic J.D. (1996): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brah, Avtar (1992): *Difference, diversity and differentiation*. In: Donald/Rattansi (Hg): *Race, Culture and Difference*. London: Sage Publications: 126-145.
- Brah, Avtar/Phoenix, Ann (2004): "Ain't I A Women? Revisiting Intersectionality". *Journal of International Women's Studies* 5: 75-86.
- Burzan, Nadine (2007): *Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in die zentralen Theorien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 3. Auflage
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bührmann, Andrea (2009): *Intersectionality - ein Forschungsfeld auf dem Weg zum Paradigma? Tendenzen, Herausforderungen und Perspektiven der Forschung über Intersektionalität*. In: *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Geschlecht* 2: 28-44.
- Carby, Hazel (1982): "White women listen! Black feminism and the boundaries of sisterhood". In: *The Centre for Contemporary Culture Studies (Hg.) The Empire Strikes Back: Race and Racism in 70s Britain*. London: Hutchinson S. 212-235.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2010): *Mission Impossible: Postkoloniale Theorien im deutschsprachigen Raum?* In: *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Interventionen*. Bielefeld: transcript-Verlag: 303-330.
- Chebout, Lucy N. (2013): *Wo ist Intersectionality in bundesdeutschen Intersektionalitätsdiskursen? - Exzerpte aus dem Reisetagebuch einer Traveling Theory*. In: Smykalla/Vinz (Hg): *Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit*. Münster: Westfälisches Dampfboot:46-60.
- Cho, Sumi/Crenshaw Kimberlé/McCall, Leslie (2013): *Toward a field of intersectionality studies: Theory, applications, and praxis*. In: *Signs* 38: 785–810.
- Collins, Patricia Hill (1990): *Learning from the outsider within: The Sociological Significance of Black Feminist Thought*. In: *Social Problems*, Vol. 33 No.6, Special Theory Issue 14-32.
- Collins, Patricia Hill (1991) *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. New York and London: Routledge.
- Conrad, Sebastian/Randiera, Shalini (2002a): *Einleitung. Geteilte Geschichten - Europa in einer postkolonialen Welt*. In: Conrad/Randiera (Hg): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Campus: 9-49.
- Combahee River Collective (1983): "A Black Feminist Statement" In: Hull/Scott/Smith (Hg.): *But Some Of Us Are Brave. Black Women's Studies*. Old Westbury/New York: Feminist Press 13-22 (Orig. von 1977).
- Crenshaw, Kimberlé (1989): *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*. In: *University of Chicago Legal Forum*. Vol. 1989, Issue 1, Article 8: 139-167.
- Crenshaw, Kimberlé (1991): *Mapping the Margins. Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color*. In: *Stanford Law Review* 43: 6, S. 1241-1299.

- Cyba, Eva (2000): *Geschlecht und soziale Ungleichheit. Konstellationen der Frauenbenachteiligung*. Opladen: Leske und Budrich.
- Cyba, Eva (2010): *Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern. Ursachen und Veränderungen*. In: Budowski/Nollert (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*. Zürich: Seismo, S. 33-56.
- Davis, Kingsley/Moore, Wilbert E. (1973): *Einige Prinzipien der sozialen Schichtung*. In: Hartmann, Heinz (Hg.): *Moderne Amerikanische Soziologie: neuere Beiträge zur soziologischen Theorie*. 2. umgearbeitete Auflage. Darmstadt und Neuwied: Enke. S. 396-410.
- Davis, Kathy (2013a): *Intersektionalität als "Buzzword"*. Eine wissenschaftssoziologische Perspektive auf die Frage: "Was macht feministische Theorie erfolgreich?" In: Lutz/Herrera/Supik (Hg): *Fokus Intersektionalität*. Wiesbaden: VS Verlag/Springer. 55-69. Ursprünglich: (2008): *Intersectionality as buzzword. A sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful*" In: *Feminist Theory*. Vol. 9/1: 67-85.
- Davis, Kathy (2013b): *Intersectionality in Transatlantic Perspective*. In: Klinger/Knapp (Hg) *Überkreuzungen. Fremdheit, Gleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 19-38.
- Degele, Nina (2008): *Gender/Queer Studies: Eine Einführung*. Paderborn: Fink Verlag.
- Degele, Nina/Winker, Gabriele (2013): *Praxeologisch differenzieren. Ein Beitrag zur intersektionalen Gesellschaftsanalyse*. In: Klinger/Knapp (Hg.): *Überkreuzungen. Fremdheit, Gleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 194-210.
- Dietze, Gabriele (2006): *Critical Whiteness Theory und Kritischer Okzidentalismus. Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion*. In: Tießberger et al (Hg): *Weiß-Weißsein-Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus*, Frankfurt am Main: Lang. 219-247-
- Dietrich, Anette (2007): *Weißer Weiblichkeiten, Konstruktionen von 'Rasse' und Geschlecht im deutschen Kolonialismus*. Bielefeld: transcript-Verlag.
- Eggers, Maureen Maisha/Grada Kilomba et al. (Hg.) (2005): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast Verlag.
- Erel, Umut/Haritaworn, Jinthana/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación/Klesse, Christian (2007): *Intersektionalität oder Simultaneität?! - Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse - ein Einführung*. In: Hartmann et al (Hg.): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*.
- Ewinkel, Carola/Hermes, Gisela (1985): *Geschlecht: behindert. Besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von behinderten Frauen*. München: AG-SPAK-Publikationen.
- FeMigra (1994): *Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation*. In: Eichhorn, Cornelia/ Sabine Grimm (Hg.): *Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik*. Berlin.
- Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta (1993): *Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse*. Opladen: Leske+Budrich.
- Foucault, Michel (2000): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main:
- Foucault, Michel (2002): *Schriften in vier Bänden. Band II. 1970-1975*. hg. v. Daniel Defert und Francois Ewald, Frankfurt am Main.
- Garnsey, Elisabeth (1978): *Women's Work and theories of class stratification*. In: *Sociology* 12: 223-243.
- Geiger, Theodor (1955): *Theorie der sozialen Schichtung*. In: Geiger (Hg.): *Arbeiten zur Soziologie*. Neuwied/Berlin: Luchterhand. 186-205.
- Geißler, Rainer (1985): *Die Schichtungssoziologie von Theodor Geiger. Zur Aktualität eines fast vergessenen Klassikers*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37. 387-420.

- Geißler, Rainer (1996): Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48. S.319-338.
- Geißler, Rainer (2002): Die Sozialstruktur Deutschlands. Die gesellschaftliche Entwicklung vor und nach der Vereinigung. 3 grundlegend überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gerhard, Ute (2013): Feministische Perspektiven in der Soziologie. Verschüttete Traditionen und kritische Interventionen, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 24. Jg. 2013, Heft 1, S. 73-91
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlecht gemacht wird. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp/Wetterer (Hrsg): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg: Kore-Verlag. S. 201-254.
- Gildemeister, Regine (2004): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker/Kortendieck (Hrsg): Handbuch der Frauen-und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag. S. 132-140.
- Gildemeister, Regine (2007): Die soziale Konstruktion der Geschlechtlichkeit. In: Hark, Sabine (Hrsg): Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. 2. Auflage, Opladen: Leske + Budrich, S. 51-68.
- Goldthorpe, John (1998): Globalisierung und soziale Klasse. In: Berger, Peter A./Vester, Michael (Hg.): Alte Ungleichheiten. Neue Spaltungen. Opladen: Leske und Budrich: 31-61.
- Gottschall, Karin (2000): Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen: Leske und Budrich.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999): Intellektuelle Migrantinnen. Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Opladen: Leske und Budrich.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2011): Intersektionalität - oder wie nicht über Rassismus sprechen. In: Hess et al. (Hg): Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld: transcript: 77-100.
- Hagemann-White, Carol (2007): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. In: Hark, Sabine (Hrsg): Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. 2. Auflage, Opladen: Leske + Budrich, S.24-34.
- Hagemann-White, Carol (2013): Intersektionalität als theoretische Herausforderung für die Geschlechterforschung. In: Smykalla/Vinz (Hg): Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit. Münster: Westfälisches Dampfboot-Verlag: 20-33.
- Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Harding, Sandra (1989): Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht. Hamburg: Argument-Verlag.
- Harding, Sandra (1994): Das Geschlecht des Wissens. Frauen denken die Wissenschaft neu. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Harding, Sandra (2003): The Feminist Standpoint Theory Reader. Intellectual and Political Controversies. London: Routledge.
- Harrison, Faye V. (2002): Unraveling 'race' for the twenty-first century. In: MacClancy J (ed.) Exotic No More: Anthropology on the Front Lines. Chicago: University of Chicago Press.
- Hark, Sabine (2007): Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Einleitung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 9-19.

- Hark, Sabine (2007): Kritisches Bündnis: Feminismus und Wissenschaft. In: Hark, Sabine (Hg.): Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. 2. Auflage, Opladen: Leske+Budrich: 229-235.
- Hartmann, Heidi (1983): Marxismus und Feminismus: Eine unglückliche Ehe. In: Sargent (Hg.): Frauen und Revolution, Berlin: 29-78.
- Hartsock, Nancy (2004): The feminist standpoint: Developing the ground for a specifically feminist historical materialism. In: Harding, Sandra (Hg.): Discovering Realities: Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics, Methodology, and Philosophy of Science. New York: Kluwer: 283-310.
- Haug, Frigga (1981): Frauen - Opfer oder Täter? In: Argument-Verlag, Studienheft 46.
- Heaphy, Brian (2007): Sexualities, Gender and Ageing. Resources and Social Change. In: Current Sociology. Vol. 55(2): 193-210.
- hooks, bell (1981): Ain't I a Woman. San Francisco: South End Press.
- hooks, bell (1984): Feminist Theory. From Margin to Centre. Boston: South End Press.
- Hradil, Stefan (1987): Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Opladen. Lagen und Milieus: 139-170.
- Hradil, Stefan (2001): Eine Alternative? Einige Anmerkungen zu Thomas Meyers Aufsatz 'Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung'. In: Soziale Welt, Jg 52: 273-282
- Hull, Gloria T./Scott, Patricia Bell/Smith, Barbara (1982): But Some Of Us Are Brave. Black Womans Studies. Old Westbury/New York: Feminist Press.
- Kerner, Ina (2009a): Alles intersektional? Zum Verhältnis von Rassismus und Sexismus. In: Feministische Studien 27(1), 36-50.
- Kerner, Ina (2009b): Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Kerner, Ina (2012): Questions of intersectionality: Reflections on the current debate in German gender studies. In: European Journal of Women's Studies. 19(2): 203-218.
- Klinger, Cornelia (1990): Bis hierher und wie weiter? Überlegungen zur feministischen Wissenschafts- und Rationalitätskritik. In: Wege aus der männlichen Wissenschaft. Perspektiven feministischer Erkenntnistheorie. Hg. v. Marianne Krüll. Pfaffenweiler: Centaurus: 21-56.
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp/Wetterer (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster, S. 14-49.
- Klinger, Cornelia (2013): Überkreuzende Identitäten - Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte. In: Klinger/Knapp (Hg) ÜberKreuzungen. Fremdheit, Gleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot. 38-68.
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (2007): Achsen der Ungleichheit - Achsen der Differenz: Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, 'Rasse'/Ethnizität. In: Klinger/Knapp/Sauer (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/New York: Campus Verlag. 19-42.
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (2013): Einleitung. In: Klinger/Knapp (Hg): ÜberKreuzungen. Fremdheit, Gleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot. 7-19.
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (2007): Eine Einführung. In: Klinger/Knapp/Sauer (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/New York: Campus Verlag. 7-19.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1988a): „Die vergessene Differenz“, in: Feministische Studien, 6. Jg., Bd. 1:

- Knapp, Gudrun-Axeli (2005): "Intersectionality" – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von "Race, Class, Gender". In: *Feministische Studien* 23/1: 68–81.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008): 'Intersectionality'- ein neues Paradigma der Geschlechterforschung? In: Casale, Rita (Hg.): *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung*. Bielefeld: transcript. S. 33-55.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2012): *Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2013): Verhältnisbestimmungen: Geschlecht, Klasse, Ethnizität in gesellschaftstheoretischer Perspektive. In: Klinger/Knapp (Hg) *Überkreuzungen. Fremdheit, Gleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 2. Auflage. 138-171.
- Knapp, Gudrun-Axeli/Klinger, Cornelia/Sauer, Birgit (2007): Einführung. In: Klinger/Knapp/Sauer (Hg.): *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt/New York: Campus Verlag. 7-18.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2010): Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. In: Becker-Schmidt/Knapp (Hg): *Feministische Theorie zur Einführung*, 2. Auflage. Hamburg: Junius. S. 65-116.
- Kotthoff, Helga (2003): Was heißt eigentlich doing gender? Differenzierungen im Feld von Interaktionen und Geschlecht. In: *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung* 12: 125-161.
- Kreckel, Reinhard (2004): *Politische Soziologie sozialer Ungleichheit*. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Krekula, Clary (2007): The Intersection of Age and Gender. *Current Sociology* 55: 155-171.
- Lorde, Audre (1993): Du kannst nicht das Haus des Herren mit dem Handwerkszeug des Herren abreißen. In: Lorde/Rich (Hg): *Macht und Sinnlichkeit*. Berlin: 199–212.
- Lutz, Helma/Wenning, Norbert (2001): Differenzen über Differenz - Einführung in die Debatten. In: Lutz/Wenning (Hg): *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich. 11-24
- Lutz, Helma (2001): Differenz als Rechenaufgabe. Relevanz von Kategorien Race, Class, Gender. In: Helma Lutz/Norbert Wenning (Hg): *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Leske und Budrich. 215-230
- Lutz, Helma (2007a): "Die 24-Stunde Polin" - Eine intersektionale Analyse transnationaler Dienstleistung. In: Klinger/Knapp/Sauer (Hg.): *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt/New York: Campus Verlag. 210-234.
- Lutz, Helma/Davis, Kathy (2005): Geschlechterforschung und Biographieforschung. Intersektionalität als biographische Ressource am Beispiel einer außergewöhnlichen Frau. In: Völter, Bettina/ Bettina Dausien et al. (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden, S. 228-247.
- Lutz, Helma/Vivar, María/Supik, Linda (2010): Fokus Intersektionalität - Eine Einleitung. In: Lutz/Herrera/Supik (Hg): *Fokus Intersektionalität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien. S. 9-33.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1970 [1848]): *Manifest der kommunistischen Partei*. Stuttgart: Reclam.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1966): Über den Klassenbegriff. In: Mills, Charles Wright (Hg.): *Klassik der Soziologie: eine polemische Auslese*. Frankfurt/Main: Fischer. S. 93-114.
- Matsuda, Maria (1991): Beside My Sister. Facing the Enemy: Legal Theory out of Coalition. In: *Stanford Law Review* 43 (6): 1183-92.
- McCall, Leslie (2005): The Complexity of Intersectionality. In: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 30/3: 1771-1802.

- McRobbie, Angela (2010): *Top Girls: Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Medovoi, Leerom (2012) Dogma-line racism: Islamophobia and the second axis of race. *Social Text* 111/30: 43–74.
- Mendel, Iris (2015): *WiderStandPunkte. Umkämpftes Wissen, feministische Wissenschaftskritik und kritische Sozialwissenschaften*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Meulenbelt, Anja (1988): *Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassenherrschaft*. Reinbek bei Hamburg.
- Mohanty, Chandra Talpade (1984): *Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses*. In: *boundary 2*, Vol. 12/13, Vol. 12, no. 3 - Vol. 13, no. 1: 333-358.
- Moraga, Cherrie/Anzaldúa, Gloria (1991): *This Bridge called my back. Writings by radical women of color*. New York: Kitchen Table Press, Women of Color Press.
- Müller, Hans-Peter (1989): *Lebensstile. Ein neues Paradigma der Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung?* In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 41: 53-71.
- Münst, Senganata A. (2008): *Intersektionalität als Perspektive der Migrationsforschung*. In: *Femina Politica* 1: 41-54.
- Münst, Senganata A. (2010): *Lesbenbewegung: Feministische Räume positiver Selbstverortung und gesellschaftlicher Kritik*. In: *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Geschlecht und Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 904-909.
- Nash, Jennifer C. (2008): *re-thinking intersectionality*. In: *Feminist Review* 2008/89: 1-15.
- Oguntoye, Katharina/Opitz, May /Schultz, Dagmar (1986): *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin.
- Parsons, Talcott (1973 [1940]): *Ansatz zu einer analytischen Theorie der sozialen Schichtung*. In *ders.: Soziologische Theorie*. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand, 3. Auflage: 206-222.
- Purtschert, Patricia/Meyer; Katrin (2010): *Die Macht der Kategorien. Kritische Überlegungen zur Intersektionalität*, in: *Feministische Studien* 28(1), 130-142.
- Raab, Heike (2007): *Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht*. In: *Waldschmidt et al. (Hg): Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung: Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*. Bielefeld: transcript: 127-148.
- Rätzhel, Nora (2010): *Rassismustheorien. Geschlechterverhältnisse und Rassismus*. In: *Becker/Kortendieck (Hrsg): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag: 283-291.
- Rendtorff, Barbara (2013): *Warum Geschlecht doch etwas "Besonderes" ist*. In: *Klinger/Knapp (Hg) Überkreuzungen. Fremdheit, Gleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 68-87.
- Robbins, Bruce (2005): *Race, Gender, Class, Postcolonialism: Toward a New Humanistic Paradigm?* In: *Schwarz et al. (Hg): A Companion to Postcolonial Studies*. Oxford/Malden: Blackwell: 556-573.
- Rommelpacher, Birgit (1999): *Ethnizität und Geschlecht. Die feministische Debatte in Deutschland*. In: *Lutz/Amos/Rodriguez (Hg): Ethnizität, Differenz und Geschlechterverhältnisse. Dokumentation des Workshops*. Frankfurt am Main: Zentrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse. 19-32.
- Sachweh, Patrick (2013): *Symbolische Grenzziehungen und subjektorientierte Sozialstrukturanalyse. Eine empirische Untersuchung aus einer Mixed-Methods-Perspektive*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 42, Heft 1: 7-27.

- Schelsky, Helmut (2007 [1953]): Die Bedeutung des Schichtungsbegriffs für die Analyse der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft. In: Solga/Berger/Powell (Hg.): Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt am Main: Campus Reader. 201-207.
- Schrader-Klebert, Karin (1969): Die kulturelle Revolution der Frau. In: Kursbuch. H. 17, S. 1–45.
- Schwinn, Thomas (2007): Komplexe Ungleichheitsverhältnisse: Klasse, Ethnie und Geschlecht. In: Klinger/Knapp/Sauer (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/New York: Campus Verlag. 271-287.
- Schwinn, Thomas (2008): Zur Analyse multidimensionaler Ungleichheitsverhältnisse. Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 33. Jg. Heft 1: 20-42.
- Singer, Mona (2010): Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven. In: Becker/Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 3. Auflage: 292-301.
- Smiet, Katrine (2015): Post/secular truths: Sojourner Truth and the intersections of gender, race and religion. In: European Journal of Women's Studies. VOL. 22(1): 7-21.
- Smith, Beverly (1982): Black Women's Health: Notes for a Course. In: Hull/Scott/Smith (Hg.): All the Women Are White, All the Blacks Are Men, but Some of Us Are Brave. New York: The Feminist Press: 103–114.
- Soiland, Tove (2008): Die Verhältnisse gingen die Kategorien kamen. *Intersectionality* oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorien. Wo? In: querelles-net. Rezensionszeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung (online abrufbar)
- Solga/Berger/Powell (2009): Soziale Ungleichheit - Kein Schnee von gestern! Eine Einführung. In: Solga/Berger/Powell (Hg.): Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt am Main: Campus Reader. 11-46.
- Spelman, Elisabeth (1988): Inessential Woman. Problems of Exclusion in Feminist Thought. Boston: Beacon Press.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): The Rani of Sirmur: An Essay in Reading the Archives. In: History and Theory, Vol. 24, No. 3: 247-272.
- Trumann, Andrea (2002): Feministische Theorie: Frauenbewegung und weibliche Subjektbildung im Spätkapitalismus. Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Thürmer-Rohr, Christina (1987): Von der Täuschung in die Ent-Täuschung. In: Vagabundinnen – Feministische Essays. Berlin 1987, S.41 f.
- Thürmer-Rohr, Christina (1989): Mittäterschaft und Entdeckungslust. Berlin: Orlanda Frauen-Verlag.
- Vester, Michael et. al (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel, Kapitel 2: Milieus und gesellschaftliche Lager im Überblick. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Vester, Michael (2011): Soziale Ungleichheiten aus milieutheoretischer Perspektive. In: Budowinski/Nollert (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Zürich: Seismo: 97-128.
- Villa, Paula-Irene (2004): (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In: Becker/Kortendiek (Hrsg): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag: 141-152.
- Villa, Paula-Irene (2006): Sexy Bodies: Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Villa, Paula-Irene (2007): Soziale Konstruktion: Wie Geschlecht gemacht wird. In: Hark, Sabine (Hrsg): Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. 2. Auflage, Opladen: Leske + Budrich: 17-23.
- Walby, Sylvia (1990): Theoretizing patriarchy. Oxford

- Walby, Sylvia/Armstrong, Jo/Strid, Sofia (2012): Intersectionality: multiple Inequalities in Social Theory. In: *Sociology* 46(2): 224-240.
- Walgenbach, Katharina (2005b): Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur. Koloniale Diskurse über Geschlecht, ‚Rasse‘ und Klasse im Kaiserreich. Frankfurt a. M./New York.
- Walgenbach, Katharina (2012): Gender als interdependente Kategorie. In Walgenbach, Katharina, Dietze Gabriele, Hornscheidt Antje, Palm Kerstin. *Gender als interdependente Kategorie : neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität - Opladen [u.a.]* : Budrich. 2. Auflage: 21-64
- Walgenbach, Katharina (2010): Postscriptum: Intersektionalität - Offenheit, interne Kontroversen und Komplexität als Ressource eines gemeinsamen Orientierungsrahmens. In: Lutz/Herrera/Supik (Hg): *Fokus Intersektionalität*. Wiesbaden: VS Verlag/Springer: 245-257.
- Weber, Max (1919): *Geistige Arbeit als Beruf: Vorträge vor dem Freistudentischen Bund*. München/Leipzig: Dunker&Humblot.
- Weber, Max (2007 [1921]): *Stände und Klassen. Machtverteilung innerhalb der Gemeinschaft: Klassen, Stände. Parteien*. In: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: 678-689
- Weber, Lynn (2001): *Understanding Race, Class, Gender, and Sexuality. A conceptual Framework*. New York: McGraw-Hill.
- Weber, Beverly (2015): Gender, race, religion, faith? Rethinking intersectionality in German feminism. *European Journal of Women's Studies*. Voll. 22(1): 22-36.
- Weinbach, Christine (2013): "Intersektionalität": Ein Paradigma zur Erfassung sozialer Ungleichheitsverhältnisse? Einige systemtheoretische Zweifel. In: Klinger/Knapp (Hg) *Überkreuzungen. Fremdheit, Gleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot: 171-194.
- West, Jackie (1978): *Women, sex and class*. In: Kuhn et al. (Hg): *Feminism and Materialism, Women and Modes of Production*. Henley, Boston: 220-253.
- West, Candance/Zimmermann Don (1987): *DOing Gender*. In: *Gender and Society* 1: 125-151.
- Wetterer, Angelika (2003): *Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen*. In: Knapp/Wetterer (Hg): *Achsen der Differenz*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. 286-320.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheit*. Bielefeld: Transcript-Verlag.
- Winker, Degele/Degele, Nina (2011): *Intersectionality as multi-level analysis: Dealing with social inequality*. In: *European Journal of Women's Studies*. 18(1): 51-66.
- Wriggins, Jennifer (1983): *Rape, Racism, and The Law*. In: *Harvard Women's Law Journal*, 6, 103-141.
- Wright, Erik Olin (2009 [1985]): *Wo liegt die Mittelklasse*. In: Solga/Berger/Powell (Hg.): *Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse*. Frankfurt am Main: Campus Reader. 85-109.
- Wright, Erik Olin (2013): *Transforming Capitalism through Real Utopias*. In: *American Sociology Review* 2013, Vol. 78(1): 1-25.
- Yuval-Davis, Nira (2010): *Jenseits der Dichotomie von Anerkennung und Umverteilung: Intersektionalität und soziale Schichtung*. In: Lutz/Herrera/Supik (Hg): *Fokus Intersektionalität*. Wiesbaden: VS Verlag/Springer. 185-203
- Yuval-Davis, Nira (2006): *Intersectionality and Feminist Politics*. In: *European Journal of Women's Studies*. Vol. 13(3): 193-209.

Zetkin, Clara (1958 [1928]): Zur Geschichte der proletarischen Frauenbewegung Deutschlands. Berlin: Dietz Verlag.

Anhang: Lebenslauf

Persönliche Daten

Name	Teresa Kucera
Geburtsdatum	01.12.1990
Wohnort	Weißgasse 5/12, 1170 Wien
Telefonnummer	0699/1161 0815
E-Mail-Adresse	teresa.kucera@univie.ac.at



(Hoch-)Schulbildung

seit 10/2013	Universität Wien <i>Masterstudium Soziologie</i>
10/2010 - 10/2013	Universität Wien <i>Bachelorstudium Soziologie</i>
09/2005 - 06/2010	HBLA: Herbststraße 1160 Wien <i>Schwerpunkt: künstlerische Gestaltung</i>
09/2001 - 06/2005	AHS: Auf der Schmelz, 1150 Wien
09/1997 - 06/2001	Volksschule: Oskar Spiel Schule, 1150 Wien

Weiterbildungen und Zertifikate

seit 09/2016	Verband österreichischer Volkshochschulen <i>Vom österreichischen Integrationsfonds anerkannter 'Zertifikatslehrgang für SprachkursleiterInnen für DaF/DaZ'</i>
07/2016 - 08/2016	BFI Wien <i>Managing Diversity-Zertifikat</i>
05/2012	Kinderfreunde Wien <i>Interne Ausbildung: 'Freizeitpädagogische Anleitung'</i>

Berufliche und ehrenamtliche Tätigkeiten:

seit 03/2014	Universität Wien <i>Studienassistentin und Tutorin von Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter</i>
07/2015	'PROSA'- Schule für alle <i>Ehrenamtliche Nachhilfelehrerin</i>
07/2015 - 08/2015	Universität Wien <i>Werkvertrags-Mitarbeiterin in der Entwicklung der 'Lehreingangs- und Orientierungsphase' für Junglehrende</i>
10/2011 - 01/2014	Kinderfreunde Wien: Indoorspielplatz Albert-Sever-Saal, 1160 Wien <i>Freizeitpädagogische Anleitung im außerschulischen Bereich</i>